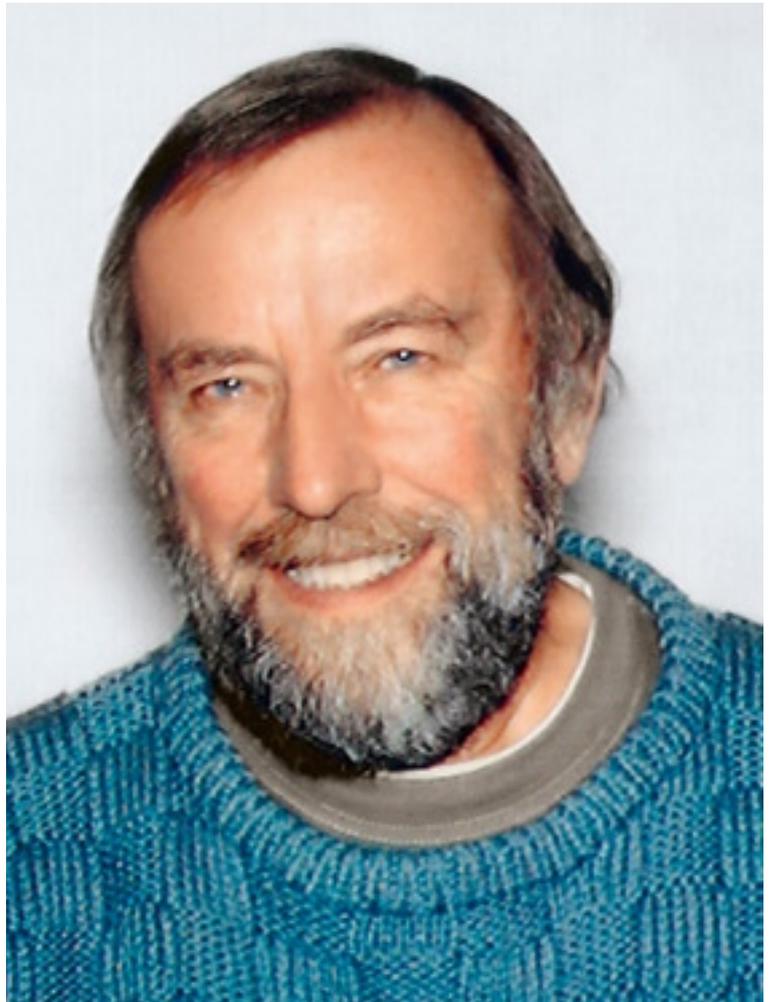


Exklusiv: Das Geständnis der Brasilianerin Paula O.

Nummer 8 – 19. Februar 2009 – 77. Jahrgang
Fr. 5.90 (inkl. MwSt.) – Euro 3.90

DIE WELTWOCHEN



Der seltsame Fall des Urs Hans von Aesch

Leben und Wirken des mutmasslichen Mörders von Ylenia Lenhard.
Von Peter Holenstein

Swiss Re, Sulzer, UBS

Sturmböen über dem Land.
Von Carmen Gasser, Hans Geiger und René Lüchinger

Oscars: Die Besten

Wer sind die faszinierendsten Schauspieler Hollywoods? *Von Beatrice Schlag*



Mythos Nr.12

HEDGE FUNDS SIND SCHLECHTE ANLAGEN.

Falsch. «Hedgen» als Absicherung oder zur Risikoreduktion ist bei der aktuellen Marktlage nicht unsinnig. Und Strategien wie Equity Hedge, Event-Driven, Macro oder Relative Value können durchaus auch interessant sein. Für uns ist jedoch eines entscheidend: Dass sich Hedge Funds strikt an das Gebot von Transparenz und Liquidität halten.

Zu diesem Thema und allen anderen Anlagefragen beraten wir Sie gerne in einem persönlichen Gespräch. Mehr unter 071 242 50 88 oder wegelin@wegelin.ch.



WEGELIN & Co.

PRIVATBANKIERS SEIT 1741

ST.GALLEN BASEL BERN CHUR GENÈVE LAUSANNE
LOCARNO LUGANO SCHAFFHAUSEN ZÜRICH

Intern

Seit über dreissig Jahren befasst sich Peter Holenstein mit Gewaltverbrechen. In zwei Fällen mit spektakulärem Erfolg: 2007 führten seine Recherchen im Fall der 1980 ermordeten 12-jährigen Ruth Steinmann zu einem Freispruch für den mehrfachen Kindermörder Werner Ferrari, der auch für diese Tat verurteilt worden war. 1979 gelang es Holenstein, einen Mord in Neapel zu klären und den Täter



Monatelange Recherchen: Autor Holenstein.

zu überführen. Nach dessen Geständnis kam der Schweizer Werner Rudolf Meier nach 24 unschuldig im Zuchthaus verbüsstes Jahren frei. Sogar Sandro Pertini, der damalige italienische Staatspräsident, zollte unserem Autor Anerkennung. Während der letzten Monate hat sich Holenstein mit dem Fall der im Sommer 2007 in Appenzell getöteten 5-jährigen Ylenia Lenhard befasst. Weil der 67-jährige Auslandschweizer Urs Hans von Aesch, der als Täter gilt, sich noch am Tag der Tat das Leben nahm, bleibt sein Motiv ein Rätsel. Holenstein hat mit Familienangehörigen, Freunden, ehemaligen Arbeitgebern und Arbeitskollegen von Aesch gesprochen und sich in Spanien mit dessen Witwe unterhalten, die ihm Einblick in ihre Privatakten gab. Ab dieser Ausgabe beschreibt Holenstein in zwei Folgen die Wegspur eines misanthropischen Irrläufers, der von der bizarren Idee besessen war, dass nur die Verhütung des Lebens Befriedigung bringe. **Seite 32**

Als am letzten Freitag die Stadtpolizei Zürich öffentlich machte, dass die am 9. Februar angeblich von Skinheads überfallene und misshandelte Paula Oliveira ihre Leidensgeschichte

erfunden und inszeniert hatte, schien klar: Die Brasilianerin blieb ein Opfer – wenn nicht von Rechtsextremen, dann halt von ihrer eigenen psychischen Erkrankung. Alex Baur stiess bei seinen Recherchen auf Indizien, die auf etwas anderes hinweisen: Der Coup war von langer Hand und raffiniert geplant. An einem handfesten Motiv fehlte es nicht: Wäre die Frau an ihr Ziel gelangt, hätte sie einige zehntausend Franken Opferhilfe eingestrichen. **Seite 10**

Mehr Taille als Seele, lautet der Vorwurf an viele junge erfolgreiche Geigerinnen. Unser Klassik-Spezialist Christian Berzins traf in Begegnungen mit Violine-Stars wie Hilary Hahn, Julia Fischer, Baiba Skride und Janine Jansen auf unterschiedlichste Persönlichkeiten. Mit den einen war gerade mal eine leichte Unterhaltung möglich, andere erwiesen sich als nachdenkliche junge Frauen, die sich intensiv mit ihrem Status auseinandersetzen. Die Annahme, dass im Gegensatz dazu männliche Geigen-Dinosaurier wie Vadim Repin allesamt



Jung, schön, erfolgreich: Geigerin Fischer.

Grossdenker sind, ist allerdings falsch. Auch ein vermeintlich philosophischer Geiger wie Repin gab spannende Antworten; nicht beim Interview in einem Genfer Luxushotel, sondern auf der Bühne. **Seite 46**

In der Nacht auf Montag werden Millionen von Fernsehzuschauern ihren Schlaf opfern, um live zu sehen, wem die Academy die begehrtesten Trophäen im Filmbusiness verleiht. Beatrice Schlag, unsere Reporterin in Los Angeles, beurteilt vorweg, wessen Nominierung ein Irrtum ist, welche Namen rätselhafterweise fehlen und warum George Clooney alles tat, um in diesem Jahr auf keinen Fall einen Oscar zu gewinnen. **Seite 40**

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 203.– (inkl. MwSt.)

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Markus Somm

Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Daniel Ammann, Alex Baur, Hanspeter Born, Urs Paul Engeler, Urs Gehrig, Philipp Gut (*Leitung Kultur und Wissen*), Carmen Gasser, Pierre Heumann (*Naher Osten*), Andreas Kunz, Peter Keller, René Lüchinger (*Leitung Wirtschaft*), Daniele Muscionico, Kai Michel, Daniela Niederberger, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Julian Schütt, Eugen Sorg, Mark van Huisseling, Bettina Weber (*Leitung Gesellschaft*)

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Max Frenkel, James Hamilton-Paterson, Ludwig Hasler, Jörg Hess, Peter Holenstein, Wolfram Knorr, Albert Kuhn, Michael Maar, Sven Michaelsen, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, André Müller, Franziska K. Müller, Ulf Poschardt, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Oliver Schmuki (*Leserbriefe*), Markus Schneider, Wolf Schneider, Alix Sharkey, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Philipp Anz

Bildredaktion: Catharina Hanreich (*Leitung*), Christophe Bosset, Gabriella Hohendahl, Nadine Hofer (*Assistentin*)

Layout: Claire Hulla (*Leitung*), Peter Aschmann, Rolf Mundwiler

Infografik: Helmut Germer

Korrektur: Cornelia Bernegger und Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,

Gilbert Grap, Beat Kuttng

Internet: Andreas Thut (*Leitung*)

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojaij-Huber

Verlagsleitung: Maik Juchler

Marketing: Sandra Millius (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Christine Lesnik (*Leitung*), Angela Prisciantelli

Anzeigeninnendienst: Silvan Leibacher,

Laura Bazzigher, Tel. 043 444 57 02,

Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Internetverkauf: Publicitas web2com AG

Tarife und Buchungen unter: Tel. 044 250 31 91

E-Mail: salesservices.web2com@publicitas.com

Druck: Basler Zeitung, Hochbergerstrasse 15, 4002 Basel

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Die neue SWISS Business: Auf dem Zwei-Meter-Bett in seine Traumwelt reisen.



Klassenbesten Schlafkomfort in der neuen SWISS Business. Nehmen Sie nicht einfach Platz, sondern machen Sie es sich mit Ihrer Lektüre bequem. Lassen Sie sich dabei auf Ihrem vollkommen flachen 2-Meter-Bett massieren oder variieren Sie den Sitzkomfort über individuell einstellbare Luftkissen von weich bis hart. Lernen Sie Ihren neuen persönlichen Freiraum an Bord von SWISS schätzen. Ab April auf dem Flug von Zürich nach New York und bis 2011 auf allen Interkontinentalflügen.

Staatsbanken

SVP-Chefstrategie Blocher wird belächelt für seine Vorschläge zu den Banken. Nüchtern betrachtet, liegt er wohl richtig.
Von Roger Köppel

Heftig kritisiert werden die von *Weltwoche*-Kolumnist Kurt Schiltknecht schon vor Monaten lancierten und jetzt von Christoph Blochers SVP publik gemachten Vorschläge zu den Schweizer Grossbanken. Worum geht es?

Erstens: Die Krise hat gezeigt, dass es Banken gibt, die so gross und so wichtig sind, dass sie im Sinne unserer Volkswirtschaft nicht sterben dürfen. Daraus leitet Blocher ab: Wenn eine Bank dieser Grössenordnung notfallmässig Kapital vom Staat benötigt, muss der Staat, als Miteigentümer, zwingend einen Vertreter in den Verwaltungsrat der Bank entsenden. Wer zahlt, befiehlt.

Zweitens: In der Krise wurde sichtbar, dass das Konzept der weltumspannenden Globalbank untragbare volkswirtschaftliche Risiken birgt. Um ein Haar, so das Beispiel UBS, hätte eine Minderheit der in den USA tätigen Investmentbanker den ganzen Konzern in den Abgrund gerissen und mit ihm die Schweizer Volkswirtschaft. Deshalb, so Blocher, sollen die unter Staatsschutz stehenden Grossbanken in kleinere, unabhängig wirtschaftende Einheiten zerlegt werden. Wenn eine untergeht, überlebt der Rest. Der gesamtwirtschaftliche Schaden hält sich in Grenzen.

Drittens: Die Krise machte deutlich, dass im Grunde alle Banken, die eine gewisse Grösse überschreiten und als «systemrelevant» bezeichnet werden, faktische Staatsgarantien in Anspruch nehmen. Die Credit Suisse brauchte bisher zwar keine Finanzspritzen aus Bern, aber die Führungsetage weiss: Der Bundesrat würde das Institut im Ernstfall nicht fallen lassen. Blochers Forderung: Solange sich Banken «implizit» auf Staatsgarantien verlassen können, sind sie wie staatliche oder staatsnahe Betriebe zu behandeln, was die Salärstruktur angeht.

Gegen die Vorschläge erhebt sich massiver Widerspruch. Bankenprofessor Hans Geiger, Autor in dieser Ausgabe, sprach von einer «Schnapsidee». Blochers Parteikollegen Peter Spuhler und Hans Kaufmann orten sozialistische Irrungen. Für die FDP sägt Blocher, altersstür, an den Säulen der freien Marktwirtschaft. Die Vorschläge seien weder tauglich noch umsetzbar, ein klarer Verstoss gegen liberale Prinzipien.

Die Einwände sind ehrenhaft, aber sie sind falsch. Blocher wird vorgeworfen, seine Ideen



Überlebensgarantie durch Bundesbern.

verstossen gegen die freie Marktwirtschaft. Tatsache ist: Die beiden Schweizer Grossbanken UBS und Credit Suisse wurden faktisch längst aus der Marktwirtschaft herausgenommen. Die UBS musste mit staatlichen Finanzspritzen gerettet werden. Der CS wurde zugesichert, dass man sie im Notfall stützen werde. Privatwirtschaftliche Unternehmen zeichnen sich dadurch aus, dass sie untergehen können. Organe des öffentlichen Sektors werden tendenziell unsterblich. Die UBS und die CS stehen unter staatlichem Schutz und sind, bei Lichte besehen, keine unabhängigen privaten Betriebe mehr. Blocher liegt im Grundsatz richtig.

Wie steht es um Staatsvertreter im Verwaltungsrat? Ob man es will oder nicht: Die Schweiz hat sich durch eine Pflichtwandelanleihe an der UBS beteiligt. Wenn der Staat Kredite gibt, sollte er deren Verwendung überwachen. Die Steuerzahler haben ein Recht darauf, zu erfahren, was mit ihrem Geld passiert. Es ist nicht nur vorstellbar, sondern geradezu logisch, dass der Bund einen Vertreter in den Verwaltungsrat einer Firma wählen lässt, die er mit Kapital versorgt. Kritiker behaupten, dadurch würde der Staat, *horribile dictu*, zum Unternehmer. Das stimmt, aber die Befürchtungen sind übertrieben. Der strategische Einfluss einer Einzelperson ist gering. Viel wichtiger, und darauf kommt es an, bleibt die Kontrolle. Wer Milliarden in einen Betrieb investiert, muss Mitverantwortung tragen. Das ist nicht «peinlich», wie sich anonym bleibende

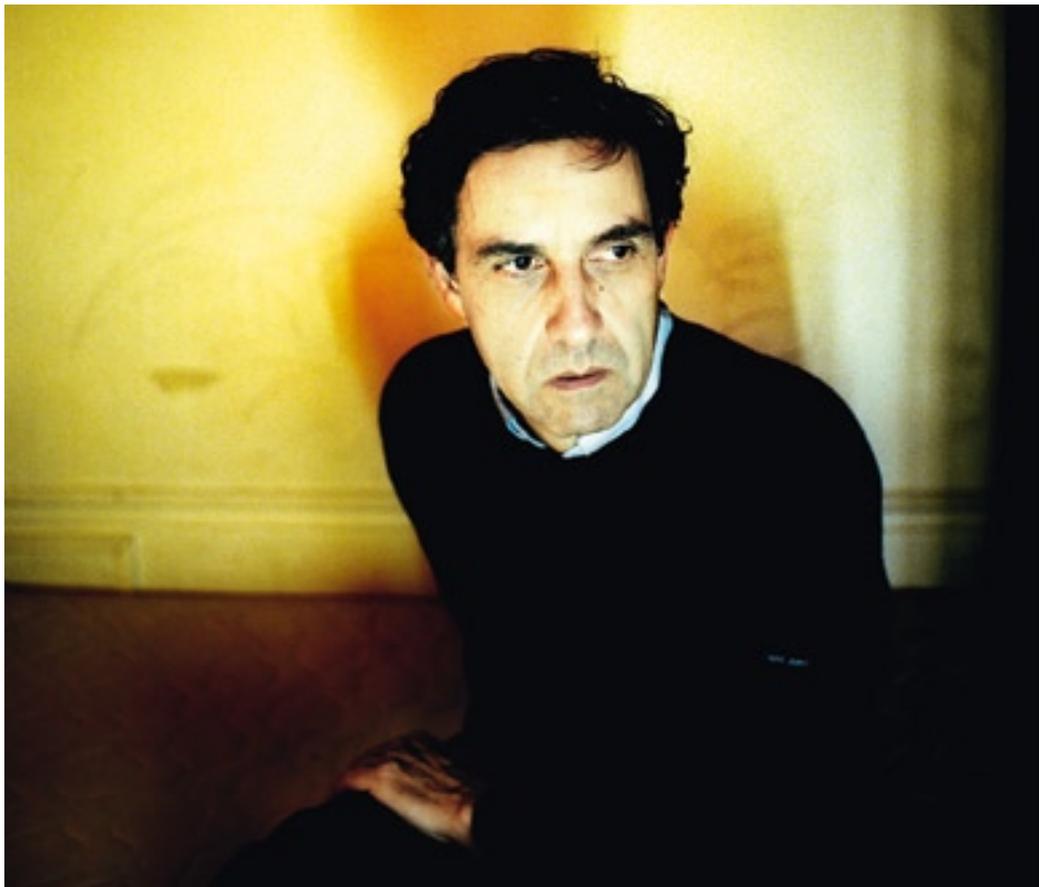
Parteigenossen Blochers im *Tages-Anzeiger* vernennen liessen, sondern Marktwirtschaft in den Zeiten der Cholera.

Sollen global tätige Grossbanken in unabhängige Tochtergesellschaften aufgegliedert werden, um damit das volkswirtschaftliche Klumpenrisiko der Muttergesellschaft und des Heimatstandorts zu verringern? Kritiker wie Kaufmann oder Geiger sind der Ansicht, das sei nicht möglich. Andere Stimmen, etwa der frühere Nationalbanker Kurt Schiltknecht, halten das Gegenteil für richtig. Tatsache ist: Die Finanzkrise hat zweierlei offengelegt. Die weltumspannend verklumpten Globalbanken sind nicht nur gefährlich. Sie können auch ihre eigene Komplexität nicht mehr bewältigen. Sie überfordern sich an ihrer eigenen Grösse.

Gerade die UBS müsste ein Interesse daran haben, ihre Geschäftsfelder auf ein überschaubares Mass herunterzufahren. Die aktuelle Geschäftsleitung arbeitet in diese Richtung, aber Blochers Ansatz geht weiter. Wenn eine UBS aus völlig eigenständigen Tochtergesellschaften besteht, können zwischen den Einheiten keine Quersubventionen und Synergien mehr stattfinden. Das Wachstum würde stark gehemmt. Aber wäre das so schlimm? Unzumutbar erscheint auf jeden Fall die Vorstellung, dass am Ende die Schweizer Steuerzahler und der lokale Werkplatz dafür bezahlen müssen, wenn sich ein aus der Schweiz heraus tätiges Finanzdienstleistungsunternehmen im Ausland «überlupft». Die geordnete Zerstückelung erscheint da ehrlicher – und marktwirtschaftlicher.

Last, but not least schlägt die SVP vor, dass alle Banken, die entweder vom Staat finanziell beatmet werden oder auf indirekte Staatsgarantien zurückgreifen, wie staatsnahe Betriebe zu behandeln seien, was die Löhne angeht. Man versteht den Aufschrei, aber nüchtern betrachtet, treffen die SVPler auch hier den Punkt. Firmen, die staatlich lebensversichert werden, sind nicht mehr Teil des freien Marktes, dessen Teilnehmer sterben können. Es klingt bitter, aber es ist so: Wie die Swisscom, die Post oder die SBB sind auch die UBS und die CS (implizit) quasistaatliche Organe. Warum sollen andere Salärregelungen gelten? Und vergessen wir nicht: Die Banken können sich jederzeit freischwimmen. Indem sie die Staatsanteile zurückkaufen oder auf eine Überlebensgarantie durch Bundesbern verzichten.

Fazit: Die Vorstösse des SVP-Chefstrategen sind nicht das Abbauprodukt geistigen Zerfalls, wie da und dort freudig vermerkt wurde. Sie erweisen sich bei unvoreingenommener Prüfung als erwägenswerte Varianten, um mit einer Situation fertig zu werden, der mit der reinen Lehre nicht beizukommen ist.



«Die Menschen weigern sich, dem Schlimmsten ins Auge zu blicken»: Demograf Todd. Seite 48

Interview

48 «Die Banker sind nicht schuld»

Der Bevölkerungswissenschaftler Emmanuel Todd über Wirtschaftskrise, Modernisierung der islamischen Welt und seine Rolle als Orakel

Stil & Kultur

52 Mädchen mit Hantel Marilyn Monroe

54 Namen Von Katie Grand bis Balthazar Getty

55 MvH MvH lebt für Sie

56 Im Gespräch Fotograf Martin Parr

57 Luxus Caramba, Caracho, ein Whisky

58 Auto Tesla Roadster

59 Objekte Sony-DVD-Heimkinosystem DAV-IS50

59 Wein Beaujolais vieilles vignes Cuvée traditionnelle 2007

60 Bestseller

60 «Deutschland bis zum Erbrechen»

Günter Grass hat sein Tagebuch der deutschen Wiedervereinigung veröffentlicht

62 Jazz Makaya Ntshoko & the New Tsotsis

62 Film «Home»

63 Pop Morrissey

64 Doppelpass Folge 13

66 Hochzeit Carole Pavella und Daniel Amsler

Autoren in dieser Ausgabe

Holger Christmann



Der Erfinder der Zeitschrift *Park Avenue* traf den französischen Demografen und Historiker Emmanuel Todd zum ersten Mal vor zehn Jahren in Paris. Für die *Weltwoche* sprach er mit ihm über die Finanzkrise, die Todd damals vorhersagte, und den Zustand der Welt (Seite 48).

Joachim Starbatty



Der Vorsitzende der Aktionsgemeinschaft Soziale Marktwirtschaft und emeritierte Professor der Universität Tübingen sorgt für Schlagzeilen wegen der von ihm mitunterzeichneten Klage gegen den EU-Verfassungsvertrag am Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe (Seite 26).

www.weltwoche.ch

Drama-Queen

Daniele Musciconicos Online-Notizen zu Kunst und Theater.
www.weltwoche.ch/dramaqueen

Wortkontrolle

Stopp! Wortkontrolle! Ob «Nachhaltigkeit» oder «Modernisierungsverlierer» – Peter Keller seziert die ärgerlichsten und komischsten Wortverbrechen.
www.weltwoche.ch/wortkontrolle

Videos von den Weltwoche-Soirées mit Roger Köppel

Der Schweizer Autor Charles Lewinsky, der russische Botschafter Igor B. Bratchikov, der weltberühmte Historiker Hans-Ulrich Wehler: Sie alle waren schon Gast einer *Weltwoche*-Soirée mit Roger Köppel. Die Videos dazu finden Sie jetzt auf www.weltwoche.ch/video

Platin-Club

Verlosung: Tickets für das Konzert des Folk-Rock-Pop-Troubadours Donovan. 18. März, Volkshaus Zürich
Leserreise: *Weltwoche*-Expertenreise Arabien mit Nahost-Korrespondent Pierre Heumann. Jetzt buchen!
Produkt des Monats: 37 % Rabatt auf Schwarz-Weiss-Laserdrucker Samsung ML-2240. Fr. 109.– statt 174.–.
Mehr auf www.weltwoche.ch/platinclub

DAS ORIGINAL EXKLUSIV VON LEXUS:

DER LS 600h MIT HYBRIDANTRIEB UND 4x4.

WELTWEIT DIE EINZIGE VOLLHYBRID-LUXUS-LIMOUSINE IM PREMIUM-SEGMENT.



**LEXUS
HYBRID
DRIVE**

JETZT PROBE FAHREN:
NUR LEXUS BIETET IHNEN DREI
INDIVIDUELLE HYBRID-LIMOUSINEN
MIT ZUKUNFTSWEISENDER
TECHNOLOGIE FÜR MEHR LEISTUNG
UND WENIGER VERBRAUCH.

Der LS 600h ist im Premium-Segment die einzige Limousine mit wegweisender Vollhybrid-technologie und Allradantrieb. Ihr revolutionäres Antriebssystem – ein Benzinaggregat kombiniert mit einem Elektromotor – ermöglicht eine höchst dynamische Kraftentfaltung. Im Stop-and-go-Verkehr ist sogar komplett emissionsfreies Fahren möglich. In der Schweiz setzen schon über 2500 Fahrer auf die Lexus Hybrid-Drive-Technologie.

Und noch vieles mehr spricht für den LS 600h:

- Gesamtleistung von 327 kW (445 PS)
- Von 0 auf 100 km/h in 6,3 Sekunden
- Durchschnittlicher Benzinverbrauch 9,3l/100 km*
- Werterhalt dank Spitzenqualität
- Komplette Serienausstattung
- Auch als Limousine in Langversion (5,15 m) erhältlich
- Garantie von 5 Jahren bis 100 000 km auf die Hybrid-Hochleistungsbatterie und die elektronische Steuereinheit

VOLLGARANTIE UND
GRATISSERVICE WÄHREND
100 000 KM
INNERHALB VON 3 JAHREN.

Der LS 600h mit 5-l-V8-Benzinmotor, leistungsstarkem Elektroaggregat und 4x4 ist ab Fr. 152 800.-** erhältlich. Den Lexus LS gibt es auch als LS 460 mit ökonomischem Benzinmotor und Hinterradantrieb ab Fr. 126 900.-** und als LS 460 AWD mit permanentem Allradantrieb ab Fr. 133 900.-**. Mehr Infos und Probefahrtanmeldung bei Ihrem Lexus Partner oder unter www.lexus.ch

LEXUS
The pursuit of perfection

* Kraftstoffverbrauch gemessen nach den Vorschriften der EG-Richtlinie 80/1268/EWG gesamt 9,3l/100 km, CO₂-Emission gesamt 219 g/km, Energieeffizienz-Kategorie B (langer Radstand) bzw. C (kurzer Radstand). Durchschnittswert CO₂-Emission aller in der Schweiz angebotenen Fahrzeugmodelle: 204 g/km. ** Unverbindlicher Nettopreis.

Die komplette Modellreihe vom Hybridpionier im Premium-Segment:



LS 600h Hybrid/Neu: 460 AWD/460



GS 450h Hybrid/460/300



RX 400h Hybrid/350



Neu: IS F/IS 250/220d



SC 430

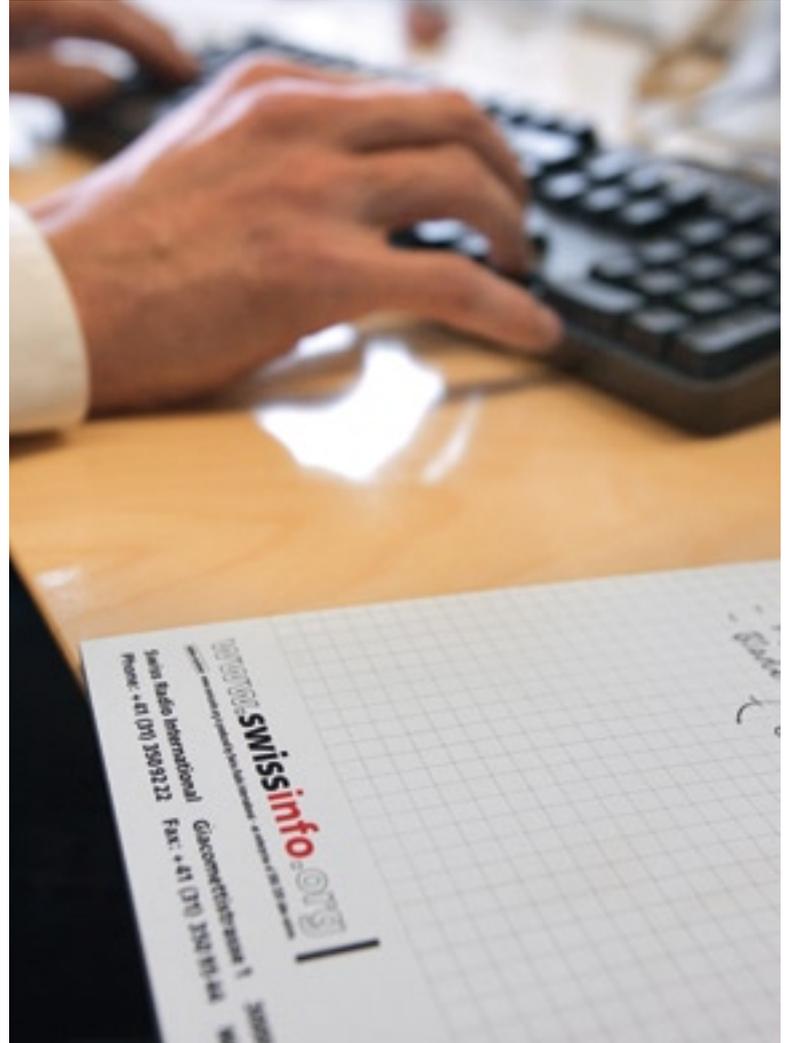
Lexus Center | Basel Emil Frey AG Auto Dreispitz | Crissier Emil Frey SA | Genève Emil Frey SA | Noranco-Lugano Emil Frey SA | Ostermundigen Emil Frey AG | Safenwil Emil Frey AG | Schlieren Emil Frey AG | St. Gallen Emil Frey AG | Wetzikon Gruss Ehrler AG | Zürich Emil Frey AG Garage Zürich-Nord | Lexus Service-Vertreter | Au-Wädenswil Ausee-Garage AG | Auswil-Langenthal S. Flückiger AG | Biel-Brügg Emil Frey AG | Delémont Garage St. Christophe SA | Küssnacht a. R. Garage Reichlin AG | Langnau Frey AG | Littau-Luzern Emil Frey AG | Marin Autotechnique crwt SA | Marly Garage E. Berset S.à.r.l. | Rümlang Garage Jensen AG | Salgesch-Sierre Garage Montani SA | Schaffhausen Hässig & Gonzalez AG | Sion Emil Frey SA | Sissach Garage Wirz AG | Thun Auto Tempel AG | Volketswil AZAG | Weesen Garage Jörg AG | Winterthur Emil Frey AG Grütze-Garage | Zollikon Emil Frey AG Seegarage

Protokolle einer Irreführung

Von Alex Baur — Der fingierte «Skinhead-Überfall» auf eine vermeintlich schwangere Brasilianerin war absichtsvoll geplant. Die Plattform *Swissinfo* spielte eine unrühmliche Rolle. Das falsche Opfer hatte durchaus handfeste Motive: Es winkten fette Genugtuungssummen.



Es gab weder Skinheads noch Zwillinge: Paula Oliveira.



Behauptungen und Falschinformationen: Internetplattform *Swissinfo*.

Die schreckliche Nachricht wurde am 11. Februar von der brasilianischen News-Kette *O Globo* in Umlauf gebracht und schlug in Brasilien ein wie eine Bombe: Drei Rechtsextreme hatten zwei Tage zuvor in Zürich die brasilianische Anwältin Paula Oliveira, 26, auf offener Strasse überfallen und mit zahllosen Schnittwunden verletzt; als Folge der Misshandlung soll die junge Brasilianerin, die im dritten Monat schwanger gewesen sei, auf der Toilette im Bahnhof Stettbach Zwillinge verloren haben. Gemäss den Fotos, welche den Bericht illustrierten, hatten die Täter dem Opfer die Buchstaben SVP auf den Leib geritzt. Wie *O Globo* berichtete, steckt hinter diesen Buchstaben die grösste Partei der Schweiz, die jüngst auf aggressiven Plakaten mit Raben «gegen Immigranten» Stimmung gemacht habe.

Das Raben-Motiv der SVP war tags darauf auch in der portugiesischen Ausgabe der Inter-

netplattform *Swissinfo* zu betrachten, welche die Nachricht als erstes internationales Medium prominent aufnahm. *Swissinfo* ist eine «Unternehmenseinheit der SRG», wird von der Eidgenossenschaft finanziert und hat «die Aufgabe, den Bekanntheitsgrad der Schweiz im Ausland zu steigern».

In einem ersten, in der Zwischenzeit von der offiziellen Plattform wieder entfernten Artikel stellte der Brasilien-Spezialist Alexander Thoele die Schweizer Medien an den Pranger, welche die xenophobe Attacke mutwillig verschweigen würden. «Wenn es um Verbrechen geht, in die Brasilianer oder andere Ausländer involviert sind, berichten die Medien hier immer», zitierte er die brasilianische Generalkonsulin Vitoria Cleaver. Thoele stellt den Krimi so dar, als gäbe es nicht den geringsten Zweifel. Insgesamt wird der Eindruck einer SVP-dominierten, latent fremdenfeindlichen Schweiz

vermittelt, deren Behörden nur unwillig gegen rechtsextreme Täter vorgingen. Die Polizei habe das Opfer sogar eingeschüchtert: «Wenn du lügst, kommst du ins Gefängnis.»

Am gleichen Abend fand in Zürich die erste einlässliche Einvernahme von Paula Oliveira bei der Stadtpolizei Zürich statt. Die junge Anwältin erzählte ausführlich, wie sie sich am Montag nach 19 Uhr in der Gegend des Bahnhofs Stettbach verirrt habe. Auf offener Strasse sei sie unverhofft von drei kahlgeschorenen Unbekannten angefallen worden. Einer der Täter sei durch ein grosses Hakenkreuz auf dem Hinterkopf aufgefallen. Die Männer hätten ihr sofort alle Kleider vom Leib gerissen. Während zwei Kerle sie festhielten, habe der dritte ihr (im Stehen) mit einem Messer die Wunden zugefügt. Nach der Tat, die etwa fünf Minuten dauerte, habe sie sich instinktiv in eine Toilette beim Bahnhof eingeschlossen,

wo es zur Fehlgeburt gekommen sei. Per SMS habe sie um 19.20 Uhr ihren Schweizer Freund zu Hilfe gerufen, der wenige Minuten später vor Ort war und die Polizei alarmierte.

Nach der dreistündigen Einvernahme fragte die Brasilianerin die Polizisten, wie sie sich gegenüber den Medien zu verhalten habe. Diese baten sie, vorläufig keine Angaben zu machen, weil dadurch die Fahndung behindert werden könnte. Im Rückblick erscheint die Frage des vermeintlichen Opfers geradezu höhnisch: Zu diesem Zeitpunkt war in den brasilianischen Medien nämlich bereits eine gewaltige Kampagne am Rollen – mit Bildern und Informationen, die von Paula Oliveira oder aus ihrem engsten Umfeld stammen mussten.

Oliveiras Vater, der als hoher Regierungsbeamter über beste Beziehungen verfügt, schien der Ratschlag aus Zürich jedenfalls kaum zu beeindrucken. In den folgenden Tagen berichtete er auf allen Kanälen über das schreckliche Schicksal seiner Tochter in der fernen Schweiz und über das Wesen der SVP. Auch Generalkonsulin Cleaver, die bei allen Polizeieinvernahmen dabei war, gab gerne Auskunft. Nun schaltete sich auch Staatspräsident Lula ein und forderte die Schweiz zum Handeln auf. Tags darauf verurteilte Geraldo Lyria Rocha die «barbarische Aggression» und verwahrte sich weit-sichtig gegen allfällige «Versuche der Polizei», dem Opfer ein Selbstverschulden anzuhängen.

Ultraschall im Hotelzimmer

An jenem Freitag, dem 13., fand die nächste Einvernahme bei der Stadtpolizei Zürich statt. Paula Oliveira erzählte freimütig von zwei Fehlgeburten, die sie bereits früher erlitten habe. Um die Weihnachtszeit sei sie erneut schwanger geworden, Anfang Januar habe sie in der Migros einen Test gekauft, der positiv ausgefallen sei. Eine mit ihr befreundete brasilianische Ärztin habe in der Folge in einem Zürcher Hotel, an dessen Name sie sich nicht erinnern könne, ambulant eine Ultraschalluntersuchung vorgenommen und dabei ihre Zwillinge fotografiert. Die Aufnahmen habe sie leider nicht mehr zur Hand, auch die Telefonnummer der Ärztin blieb unauffindbar.

Unter den freundlichen, aber beharrlichen Fragen einer Zürcher Polizistin verwickelt sich Oliveira nun zusehends in Widersprüche. Um 10 Uhr 15 trifft der medizinische Befund des Universitätsspitals Zürich ein, den ihr eine Polizistin gemäss Protokoll «schonend beizubringen versucht»: Die gynäkologische Expertise hat zweifelsfrei ergeben, dass Oliveira in jüngster Zeit nicht schwanger gewesen war. Die folgende halbe Stunde, bei der viele Tränen flossen, ist nur lückenhaft protokolliert. Gegen 11 Uhr legt die Brasilianerin ein eindeutiges Geständnis ab, das sie in mehreren Versionen wiederholt und schliesslich mit ihrer (kindlich anmutenden) Unterschrift bestätigt: Ihre ganze Geschichte war erstunken und erlo-

gen – es gab in ihrem Leben weder Skinheads noch Zwillinge.

Über ihre Motive konnte oder mochte Paula Oliveira nichts sagen: «Da müssen Sie den Psychiater fragen.» Die SVP, so erklärte sie mehrmals, sei ihr «nur von den Plakaten her» bekannt. Mit-täter gebe es keine. Die sorgsam angebrachten Ritzwunden, die Gerichtsexperten mühelos als Selbstverletzung identifizierten, hatte sie sich auf dem Klo in Stettbach zugefügt – mit einem Küchenmesser von Ikea, das sie am Morgen vor der Tat eingepackt hatte. Somit scheint klar: Die Tat war nicht spontan erfolgt, sondern Stunden, wenn nicht Tage zuvor geplant worden. Welche Rolle Paulas Freund dabei spielte, ist unklar – er ist mittlerweile untergetaucht.

Fiktiver Gatte im Flugzeug gestorben

Bislang hielten die Zürcher Behörden das klare Geständnis der Brasilianerin geheim. Man beschränkte sich darauf, die kriminalistischen Befunde (keine Schwangerschaft, Selbstverletzung) bekanntzumachen. Offenbar soll die peinliche Geschichte möglichst schnell vergessen gehen. Die Schweizer Medien, die den Fall ohnehin verschlafen hatten, spielten gerne mit. «Es gibt keinen Fall Stettbach», titelte der *Tages-Anzeiger* am Samstag.

Die Medien in Brasilien reagierten zum Teil mit Selbstkritik. Die Zeitschrift *Epoca* wusste zu berichten, Paula Oliveira sei im Kollegenkreis schon früher als Lügnerin aufgefallen. So habe sie einmal einen (fiktiven) Gatten bei einem (realen) Flugzeugabsturz sterben lassen, um Mitleid zu erregen. Die vermeintlichen Ultraschallbilder von ihren Zwillingen, die sie vor ihrer Tat im Freundeskreis herumgeschickt hatte, soll die Anwältin per Google im Internet aufgestöbert und heruntergeladen haben.

Für andere Journalisten ist der Fall aber noch lange nicht geklärt. Zu Letzteren zählt auch die Lateinamerika-Ausgabe der quasi-amtlichen *Swissinfo* in spanischer und portugiesischer Sprache. Die Plattform begnügte sich vorweg damit, ihre Geschichte in leicht abgeschwächter Form neu zu editieren und den Titel «Schwangere Brasilianerin in Zürich durch Skinheads überfallen» mit einem Fragezeichen zu versehen. Am Montag (16. Februar) verfasste Korrespondent Thoele einen zweiten, ironisierenden Bericht über Schweizer Zeitungen, die den Überfall voller «Schadenfreude» («ein Begriff, der schwierig auf Portugiesisch zu übersetzen ist») in Frage stellten.

In einem dritten Artikel verbreitet *Swissinfo* gleichentags vorerst die klare Falschmeldung in portugiesischer Sprache, wonach gemäss Angaben der Zürcher Polizei lediglich der Überfall «umstritten» sei, jedoch nicht der Abort. Endlich würden sich nun auch die Schweizer Medien des Falles annehmen.

Die *Weltwoche* lud *Swissinfo*-Chefredaktor Christophe Giovannini am Dienstag (telefonisch und schriftlich) zu einer Stellungnahme

ein. Die Anfrage blieb bis Redaktionsschluss unbeantwortet. Immerhin war in der Folge plötzlich auch bei *Swissinfo* in portugiesischer Sprache nachzulesen, dass die «Zweifel» an Oliveiras Version offizieller Natur sind.

Unwidersprochen verbreitet *Swissinfo* in Lateinamerika nach wie vor die Behauptungen, die SVP habe mit ihren Schäfchen- und Raben-Plakaten die rassistische Grundstimmung vorbereitet, in der fremdenfeindliche Übergriffe stattfinden könnten. Als Kronzeugen werden Amnesty International sowie Doris Angst von der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus zitiert: «Die Radikalisierung der politischen Debatte während des Abstimmungskampfes stimuliert und legitimiert solche Gewalttaten.»

Allgemein scheint man sich auf den Konsens geeinigt zu haben, dass Paula Oliveira auf jeden Fall ein Opfer ist – wenn nicht von Neonazis, dann von ihrer eigenen Psyche. Gegen diese Hypothese spricht allerdings, dass die Brasilianerin gemäss eigenen Angaben ihre Tat lange geplant hatte. Aufhorchen lassen auch ihre Hinweise auf die «SVP-Plakate», die sie bereits in ihrer ersten Aussage machte. Wie kommt die in politischen Fragen angeblich unbedarfte Immigrantin darauf, die Insignien der SVP, die auf den «Raben-Plakaten» nur beiläufig angeführt sind, in den Mittelpunkt ihrer Inszenierung zu rücken?

50 000 bis 100 000 Franken Opferhilfe

Wie polizeiinterne Kreise vermuten, ist ein Motiv für ein vorsätzliches Handeln durchaus denkbar: Opfer von Gewalttaten erhalten in der Schweiz Genugtuungs- und Schadenersatzzahlungen aus der Staatskasse. Wäre Paula Oliveira mit ihrer Geschichte durchgekommen, hätte sie in Anbetracht der politischen Implikationen für den Verlust von zwei Kindern und den damit verbundenen schweren psychischen Schaden ohne weiteres 50 000 bis 100 000 Franken beanspruchen können. Als Anwältin dürfte Paula Oliveira diese Besonderheit der Schweizer Rechtspflege bekannt sein.

Das Risiko war für sie auf jeden Fall gering. Opfer werden hierzulande kaum hinterfragt, selbst wenn sie sich als Täter entpuppen. Wer wider besseres Wissen eine vermeintliche Straftat zur Anzeige bringt, wird gemäss Artikel 304 StGB zwar «mit Gefängnis bis zu drei Jahren» bestraft. Theoretisch. In der Praxis drücken die Strafverfolger bei der Anwendung des Paragraphen oft beide Augen zu.

Ein aktuelles Beispiel dafür liefert der eidgenössische Untersuchungsrichter Ernst Roduner, der Drohbriefe gegen sich selber verfasste. Monatelang verschleppte die Bundesanwaltschaft die Eröffnung eines Verfahrens, bis sie den Fall als «geringfügig» nach Zürich abschob. Dass mit einer Falschanzeige Unschuldige verleumdet oder auch mal zu Unrecht verurteilt werden könnten, wird billigend in Kauf genommen.

Kurt W. Zimmermann über die Rolle der Medien: Seite 29

Machtkampf in Bern

Von Urs Paul Engeler — Bundesanwalt Beyeler wütet gegen alle Polizei- und Gerichtsorgane. Die unhaltbaren Zustände im Justizdepartement werden öffentlich.



Kollegenschelte: Erwin Beyeler, Chef der Bundesanwaltschaft.

Die spöttische Sentenz, die der Staatsrechtler Jakob Schollenberger 1905 verfasst hat, ist bis auf den heutigen Tag die treffendste Beschreibung des umstrittensten Amtes der Eidgenossenschaft: «Von der Fasnacht spricht man, bis sie kommt, und vom Bundesanwalt, bis er geht.» Erwin Beyeler (FDP), seit genau eineinhalb Jahren Chef der Bundesanwaltschaft (BA), führt nach Carla Del Ponte und Valentin Roschacher und andern ruhmlosen Vorvorgängern die Tradition der geräuschvollen Abgänge konsequent weiter. Nachdem die NZZ am Sonntag Beyelers Schmähung der Justizorgane des Bundes publiziert hat, kann der sonderbare Mann aus Schaffhausen nur noch gehen.

Vor einer Finanzkommission des Nationalrats klopften Beyeler und sein Stellvertreter Ruedi Montanari sich im letzten Herbst auf die Schultern («Wir sind zufrieden mit unserer Arbeit») und machten für ihre bemerkenswerte Erfolglosigkeit alle andern Instanzen verantwortlich, die in die Strafverfolgung involviert sind: «Nur das Umfeld bereitet uns Sorgen.» Ohne die wachsende Irritation der Parlamentarier wahrzunehmen, steigerte das selbstherrliche Duo sich in eine Kollegen-, Beamten- und Vorgesetzten-schelte, wie sie so wohl noch nie zu hören war. Pauschal wurden die Chefs der Bundeskriminalpolizei (BKP)

und des Eidgenössischen Untersuchungsrichteramts (URA) sowie das Bundesstrafgericht (BStGer) insgesamt als unfähig, überfordert und desinteressiert heruntergemacht – wobei es sich beim BStGer pikanterweise um die Instanz handelt, welche die Bundesanwaltschaft fachlich zu beaufsichtigen und bei Beschwerden zu entscheiden hat.

Beyelers wütende Attacken

«Mühe haben wir zum einen mit dem Bundesstrafgericht», legte Beyeler los, «wir stellen fest, dass das Gericht nicht die Qualität hat, die es haben sollte. Das Gericht ist zusammengesetzt aus Leuten ohne vorgängige Richterfahrung.» Sowohl Gerichtspräsident Alex Staub (FDP) wie die ganze Crew in Bellinzona seien «einfach überfordert». Hintergrund der wütenden Attacke ist die Serie von Niederlagen, welche die Bundesanwaltschaft mit ihren liederlichen Anklageschriften (vor allem in den Fällen Crossair oder al-Qaida) eingefahren hat, wobei die Akte al-Qaida ausgerechnet von Bernard Bertossa, einem äusserst erfahrenen Richter, beurteilt wurde.

Zur BKP, die zusammen mit der Bundesanwaltschaft die Ermittlungen führt, giftete Beyeler vor der Kommission, deren «Leitung» (gemeint ist der Chef Kurt Blöchliger) funktioniere nicht. Dieser habe «die Geschäfte

nicht im Griff», verstehe «nichts von moderner Grosskriminalität» und behindere «dadurch sogar seine Leute». Tatsächlich verabschiedet der angeschossene Blöchliger sich demnächst von seinem Posten.

Der Führung des URA, das die Verfahren in zweiter Instanz übernimmt, warf Beyeler, der seinerseits ein Strafverfahren gegen Richter Ernst Roduner unterdrücken wollte, Trägheit vor: «Meines Erachtens liegt das Problem bei der Führung [Leiter ist Jürg Zinglé, die Red.], man hat keine Ziele mehr und wartet einfach ab.» Frei gewordene Untersuchungsrichter-Stellen würden kaum wiederbesetzt, das Amt sei auf grosse Fälle gar nicht vorbereitet.

Geschockte Parlamentarier

Fazit des Lamentos: Alle, und zwar wirklich alle, haben versagt, nur «die BA selbst ist auf Kurs». Adjudant Montanari doppelte nach: «Was wir ins Feld führen, muss man nicht einfach nur glauben, es lässt sich auch belegen.»

Die Parlamentarier zeigten sich nach dem bizarren Auftritt perplex bis geschockt und beauftragten den Präsidenten der Kommission, Nationalrat Thomas Müller (CVP, SG), das Protokoll weiterzuleiten: an die Geschäftsprüfungskommission (GPK), welche die Aufsicht über die (angeblich nicht funktionierende) Verwaltung ausübt, wie auch an die Gerichtskommission, welche die Wahl der (angeblich völlig inkompetenten) Richter vorbereitet. Der Präsident dieses Ausschusses, Ständerat Hermann Bürgi (SVP, TG), lässt sich mit den Worten zitieren, er finde die Kritik am Bundesstrafgericht «gelinde gesagt vermessen». Für den grünen Nationalrat Daniel Vischer (ZH), Mitglied der Kommission, ist Beyeler jetzt «nicht mehr tragbar». Andere Abgeordnete, die nicht zitiert werden wollen, teilen diese Einschätzung. Effektiv hat der Bundesanwalt unter Druck einen Machtkampf angezettelt, der alle Ämter, die mit ihm kooperieren müssen, zu seinen Feinden macht.

Von der verantwortlichen Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) ist indes zum Chaos in ihrem Departement nichts zu vernennen. Und die Aufsichtskommissionen zögern, entgegen ersten Ankündigungen, die zerrütteten Verhältnisse im Justizbereich konsequent anzugehen. Die ständerätliche GPK, die am Dienstag tagte, hat nur beschlossen, eine entsprechende Untersuchung der nationalrätlichen GPK abzuwarten. Diese wiederum hat einen Entscheid vertagt. In der Sache selbst spricht Ständerat Hans Hess (FDP, OW), Präsident der Aufseher, jedoch Klartext: «Was der Bundesanwalt gesagt hat, ist brisant. Und wenn die Ämter tatsächlich mehr gegen- als miteinander arbeiten, dann haben wir einen unhaltbaren Zustand.» Eine seriöse Abklärung werde «zwingend».

Bis dann spricht man über Beyeler. Bis er geht. ○



strellson +

Strellson Store · Westside Bern

strellson
sportswear



HOLY FASHION GROUP

+41 (0) 71-696 33 33 www.strellson-sportswear.com



SRG

Verschleiern, vertuschen, verteuern

Die Zwangsgebühren für Radio und Fernsehen steigen und steigen. Was der Service public soll, bleibt schleierhaft. Gleichzeitig hält der Bund die Zahlen der Inkasso-Firma Billag geheim. Die skandalösen Praktiken sind zu stoppen, die Gebühren endlich zu senken.

Von Natalie Rickli

Wer sich in der Schweiz mit Medienpolitik beschäftigt, sieht sich bald mit dem Schlagwort Service public konfrontiert. Was diese Grundversorgung aber genau beinhaltet, weiss niemand. Nirgends ist die angebliche Staatsaufgabe definiert. Dies machte es möglich, dass die SRG die Zahl ihrer Sender in den vergangenen Jahren stetig erhöhte und ihre Aktivitäten immer umfangreicher werden.

Gesetzlich geregelt sind hingegen die Zwangsgebühren, welche den staatlichen TV- und Radiosendern zur Erfüllung ihres Auftrags zukommen: Rund 1,12 Milliarden Franken fliessen jährlich in die Kassen der SRG. Wer meint, die Staatssender würden sich nur aus diesen Gebühren finanzieren, während sich die privaten Stationen mit Einnahmen aus Werbung und Sponsoring alimentieren können, täuscht sich: Auch die SRG profitiert von Werbeeinnahmen.

Mit der Revision des Radio- und Fernsehgesetzes (RTVG) wurde das sogenannte Gebührensplitting eingeführt: Rund 43 Millionen Franken erhalten die privaten Sender aus dem Gebührentopf – ein bescheidener Betrag gegenüber der SRG-Milliarde. Diesen Zustupf gibt es aber nicht umsonst: Mit den Gebühren wird ein Sendegebiet zugewiesen, ein Programmauftrag erteilt und eine staatliche Qualitätskontrolle verordnet. Ein teurer Preis für eine freie Demokratie – und ein massiver Eingriff in die publizistische Freiheit.

Schuld daran sind die Verleger, die sich bei der letzten RTVG-Revision von der SRG über den Tisch ziehen liessen. Sie erlagen der Verlockung staatlicher Gebührenanteile – ein fataler Fehler. Gestärkt wurde mit dem neuen Gesetz einzig die SRG. Statt den Service public gesetzlich genau zu definieren und so Freiraum für private Anbieter zu schaffen, wurden diese gesetzlich einschränkt.

Mit dem Ausbau der SRG-Aktivitäten steigen auch die Gebühren immer weiter an: Während ein Haushalt im Jahre 1987 noch 280 Franken Gebühren zahlen musste, waren es 2007 schon 462 Franken. Diese Gebühren sind unabhängig davon zu entrichten, ob man die SRG-Kanäle überhaupt nutzt oder nicht. Firmen zahlen zusätzlich.

Nun soll der Kreis der Gebührenpflichtigen ausgeweitet werden: Im vergangenen Jahr entschied das Bundesamt für Kommunikation (Ba-

kom), dass auch Computer und Mobiltelefone gebührenpflichtig seien. So werden die Empfangsgebühren zu einer eigentlichen Steuer. Besonders ärgerlich: Über Gebührenerhöhungen entscheidet der Bundesrat allein – Parlament und Volk haben nichts zu sagen.

Als Gebührenerhebungsstelle fungiert die Billag AG, die 1997 eigens für das Gebühreninkasso gegründet wurde. Die Tochtergesellschaft der Swisscom ist quasi ein Staatsunternehmen. Sieben der neun Billag-Verwaltungsräte gehören zur Swisscom, SRG oder Billag – die Gebühren-



Service public.

zahler sind nicht vertreten. Die Billag erhält jedes Jahr 55 Millionen Franken, um die Zwangsgebühren einzutreiben. Weitere 6 Millionen Franken erhält das Bakom unter anderem zur Verfolgung der Schwarzseher. Wie die Jahresrechnungen der Billag aussehen und wie sich ihr Aufwand genau zusammensetzt, ist nicht bekannt: Die Billag verweigert bis heute die Einsicht in ihre Bücher.

Zur Aufklärung dieses obskuren Gebührenschungels reichte ich im September 2008 eine Interpellation ein. Auch fünf Monate später warte ich noch auf die Antwort des Bundesrates. Diese Verzögerung ist höchst seltsam – ist der Bundesrat doch nach Art. 69 RTVG

Aufsichtsorgan der Billag. Warum liegen ihm denn die Jahresrechnungen nicht vor? Warum kann er meine Fragen zum Aufwand, zum Jahresergebnis und ob die Billag einen Gewinn erwirtschaftet, nicht fristgerecht beantworten? Die Vermutung liegt auf der Hand, dass dem Bundesrat nicht die Angaben fehlen, sondern er vielmehr etwas vertuschen will.

Sogar der Preisüberwacher hats gemerkt

Nun hat – endlich – auch der staatliche Preisüberwacher gemerkt, dass etwas nicht stimmt. Statt die Höhe der Gebühren in Frage zu stellen, die Verwendung der Gelder zu kritisieren oder Rechenschaft von der Billag zu fordern, schlägt er eine SRG-Kopfsteuer vor. Dies würde den Kreis der Abgabepflichtigen ein weiteres Mal vergrössern und der SRG mittelfristig zu noch mehr Geld verhelfen. Wäre es nicht Aufgabe des Preisüberwachers, die überhöhten Zwangsgebühren zu hinterfragen?

Dass die Billag grossspurig behauptet, sie mache «Service public möglich», sagt viel über das Selbstverständnis dieses Betriebs. Mit dem Service public hat die Billag gar nichts zu tun: Sie ist nur für das Gebühreninkasso zuständig. Immerhin: Die nationalrätliche Kommission hat reagiert und ein Postulat überwiesen, das vom Bundesrat einen Bericht über die Gebühren und das Inkassosystem verlangt.

Das alles zeigt: In der Medienpolitik herrscht akuter Handlungsbedarf. Dass unter dem Titel Service public Zwangsabgaben in Milliardenhöhe erhoben werden, jedoch nirgends definiert ist, was dieser Auftrag genau beinhaltet, ist ein Skandal. Es gibt nur einen Weg: Nicht der Bundesrat soll über Gebührenerhöhungen für die SRG entscheiden, sondern das Parlament. Erst dann wird es möglich, die Gebühren zu senken. Darum werde ich im März einen entsprechenden Vorstoss einreichen.

Überlegenswert ist auch der Vorschlag für eine Volksinitiative, welche die Gebührenobergrenze in der Verfassung festhalten will. So könnten die Konsumenten selber entscheiden, wie viel Geld der SRG zur Verfügung stehen soll. Braucht es auch hier den Druck der Stimmbürger, um Ordnung zu schaffen?

Natalie Rickli ist SVP-Nationalrätin und Mitglied der nationalrätlichen Kommission für Verkehr und Fernmeldewesen.

Alle sind schuld

Von René Lüchinger — Peter Forstmoser ist ein Corporate-Governance-Experte und Präsident der Swiss Re. Um den brillanten Juristen türmen sich die Probleme.



«Es kam keine Aufforderung zurückzutreten»: Swiss Re-Präsident Forstmoser.

Der Mann ist ganz Kopf. Endlos lange, hagere Gestalt, silbergraues Haar und eben dieser Kopf. Peter Forstmoser ist ein Kopfmensch. Zeit seines Lebens hat er von seinem Hirn gelebt. Als Professor der Rechte der Universität Zürich, als Partner der Anwaltskanzlei Niederer Kraft & Frey, als Präsident beim Rückversicherer Swiss Re, der Beteiligungsgesellschaft Hesta in Zug und als Verwaltungsratsmitglied beim Maschinenbauer Mikron in Biel. Forstmoser ist ein typisch schweizerischer *multitasker*, ein Grenzgänger zwischen Wissenschaft und Wirtschaft, und in guten Zeiten hat das professorale Urteil des Corporate-Governance-Spezialisten Gewicht. «Der Umbau der Schweizer Rück von einer schweizerisch behäbigen Rückversicherungsgesellschaft zum auf Risiken spezialisierten globalen Rückversicherungskonzern ist in beispiellosem Tempo vor sich gegangen», steht über einem Artikel, den Forstmoser im Jahre 2001 für die *Manager-Bilanz* verfasst hatte, «der Erfolg war nur dank einem fortschrittlichen Corporate-Governance-System möglich.» Titel des Beitrags: «Transparenz für Aktionäre».

Nun sind die Zeiten nicht mehr so gut. Die Swiss Re hat sich mit komplizierten Finanzprodukten derart heillos verspekuliert, dass ein Milliardenloch in den Büchern zurückbleibt und der US-Investor Warren Buffett

drei Milliarden Franken Frischgeld zuführen muss. Jetzt stellt sich die Frage: Hat die Corporate Governance versagt, ausgerechnet in jenem Unternehmen, in dem mit Peter Forstmoser ein ausgewiesener Experte an der Spitze steht? «Dies ist kein Corporate-Governance-Issue», sagt Forstmoser, die Strategie sei Sache des Gesamtverwaltungsrates. Und auch Walter Kielholz, der Rückversicherungsfachmann und Vizepräsident, entdeckt das Kollektiv. «Es ist ein Team», meinte Kielholz gegenüber der «Rundschau» des Schweizer Fernsehens. Für den Dritten im Bunde, CEO Jacques Aigrain, der die aggressive Anlagestrategie umzusetzen hatte, ist Swiss Re Vergangenheit. Er wurde vergangene Woche entlassen.

Immer zur Stelle

So ist das oft, wenn Unternehmen von der Spur abkommen. Verwaltungsräte mutieren zur Wagenburg, im Innern herrscht Schicksalsgemeinschaft, die Aussenwelt wird zum Aggressor, und das Vertrauen in die Führung verglimmt. Im Falle der Swiss Re kommt erschwerend hinzu: Kann ein Präsident, der seit knapp zwanzig Jahren im Verwaltungsrat sitzt, noch so viel persönliche Unabhängigkeit aufbringen, dass ihm die selbstlose Krisenbewältigung im Dienste von Mitarbeitern und Aktionären ohne Rücksicht auf involvierte

Personen zuzutrauen wäre? Dies ist das Postulat der Stunde und im Falle von Forstmoser ein fast übermenschliches Gebot. Der Professor ist in diesem Biotop Swiss Re/Credit Suisse zu höchsten Verwaltungsrats-Weihen aufgestiegen, seit er 1978 erstmals als Stimmzähler einer GV der damaligen Schweizerischen Kreditanstalt (SKA) fungiert hatte. Als sich die Grossbank 1989 eine Holdingstruktur schmiedete, lieferte Forstmoser das rechtliche Konzept. Als die CS-Töchter Bank Hofmann oder Clariden Leu und die Schweizer Rück einen Verwaltungsrat oder die mit der Bank eng verbundene Alfred-Escher-Stiftung einen Stiftungsrat suchte, immer war Peter Forstmoser zu Stelle. Und der Vize Walter Kielholz hat seinem Präsidenten zwar viel versicherungstechnisches Fachwissen voraus, aber seine berufliche Herkunft ist fast identisch: Er hat sein halbes Berufsleben in der Swiss Re verbracht und sich zusätzlich noch das Präsidium der Grossbank Credit Suisse angeschnallt.

Es fehlen drei Milliarden Gewinn

Peter Forstmoser wurde in einem Interview einmal gefragt, ob er nie daran gedacht habe, kollektiv ein Verwaltungsratsmandat niederzulegen. «Die meisten von uns hätten nichts lieber als das gemacht», lautete seine Antwort, «aber die Aktionäre haben uns wiedergewählt, es kam keine Aufforderung zurückzutreten.» Diesen Fluchtgedanken hatte er, als seinerzeit der Verwaltungsrat der Bieler Mikron Holding, in dem Forstmoser bis heute sitzt, aufgrund einer verfehlten Strategie am Rand des Kollapses stand. Anfang Monat, als der traditionsreiche Wäschehersteller Schiesser in Raddolfzell Insolvenzantrag stellen musste, stand Forstmoser insofern in der Pflicht, als er als Präsident der Konzernmutter Hesta amtiert. Er habe, heisst es, bei dieser Entscheid im Sinne der Aktionäre gehandelt. Diese rekrutieren sich aus der Familie Bechtler, und die hat sich mit diesem letzten Schritt erfolgreich aus der industriellen Produktion verabschiedet. Thomas Bechtler sitzt zudem ebenfalls seit geraumer Zeit im Verwaltungsrat der Swiss Re.

Peter Forstmoser ist bei der Swiss Re also keineswegs allein. Er hat im Verwaltungsrat zahlreiche langjährige Weggefährten um sich versammelt. Und der Kopf des Gremiums hat auch schon einen Plan, wie er sie alle noch einmal raushauen könnte. Warren Buffett, der US-Investor, der nun über eine Wandelanleihe drei Milliarden Franken einschiesst, kann sich frühestens in drei Jahren billig mit Swiss-Re-Aktien eindecken. Der Rückversicherer aber kann die Wandelanleihe bereits nach zwei Jahren zurückzahlen. Also, so lautet die Milchbüchleinrechnung, braucht die Swiss Re dann drei Milliarden Franken Gewinn. Gelungen ist ihr das beispielsweise im Jahr 2000. Damals ist Peter Forstmoser zum Präsidenten aufgestiegen. Ein gutes Omen? ○

DER SPARSAMSTE LAND ROVER ALLER ZEITEN

MIT NEUER STOP/START-TECHNOLOGIE
NUR 6,7 L/100 KM* IN DER ENERGIEEFFIZIENZ-
KATEGORIE A

Der Freelander 2 überzeugt mit der neuen STOP/START-Technologie. Diese innovative Technik senkt den Treibstoffverbrauch im alltäglichen Verkehr messbar, was sich unmittelbar auf die Energieeffizienz auswirkt. Der Verbrauch wird um 10% reduziert, die CO₂-Emission um 8%**[†]. Der Freelander 2 spart so nicht nur Geld, sondern auch Ressourcen. Kommen Sie zur Probefahrt, jetzt bei Ihrem Land Rover-Partner.

SONDERMODELL FREELANDER 2
NEWPORT MIT ZAHLREICHEN
HOCHWERTIGEN EXTRAS

**JETZT CHF 7'040.-
SPAREN! *****



Das exklusive Lederinterieur, das Premium-DVD-Navigationsgerät, die Personal Telephone Integration mit Bluetooth®-Funktion, das Alpine-Soundsystem sowie viele weitere attraktive Ausstattungselemente machen das limitierte Sondermodell Freelander 2

Newport zu einem Fahrzeug, das in seiner Klasse ganz klare Zeichen setzt – besonders auch in der manuell geschalteten Version mit der STOP/START-Technologie. Setzen Sie sich ans ledergefasste Steuer und erleben Sie es selbst.



Ogilvy & Mather

FREELANDER 2 NEWPORT



GO BEYOND

*Freelander 2, 2.2 TD4_e_man (Modelljahr 2010), 152 PS/112 kW, Gesamtverbrauch 6,7 l/100 km, CO₂-Emission 179 g/km, Energieeffizienz-Kategorie A. CO₂-Emission aller in der Schweiz angebotenen Fahrzeuge 204 g/km. **Reduktion des Gesamtverbrauchs von 7,5 l/100 km auf 6,7 l/100 km und der CO₂-Emission von 194 g/km auf 179 g/km. ***Listenpreis Sondermodell Freelander 2 Newport CHF 55'900.-, Lederinterieur inkl. Lederlenkrad und mit Leder eingefasster Bodenteppiche CHF 3'600.-, Sitzheizung vorn CHF 520.-, Soundsystem Alpine mit RDS-Radio, CD-Spieler und 9 Lautsprechern CHF 1'700.-, DVD-Navigationssystem mit Farb-Touchscreen CHF 3'040.-, Personal Telephone Integration (PTI) System mit Bluetooth®-Funktion CHF 740.-, Park Distance Control hinten CHF 540.-, Aussenspiegel in Wagenfarbe, Einstiegsleisten im Edelmetall-Look und Newport Badge CHF 500.-, Gesamtkosten der Extras CHF 10'640.-, Kundenvorteil CHF 7'040.-, Angebot gültig solange Vorrat.

«Es sind seltene Exemplare in der Schweiz: die Politiker, bei denen man den Eindruck erhält, sie schreiben Geschichte.»

Markus Somm schreibt in der *Weltwoche* von vergangener Woche über Christoph Blocher als Reformator, welcher der Schweiz eine unvollendete konservative Wende brachte.

Verpasst?

Damit Ihnen das nicht nochmals passiert, gibt's die *Weltwoche* auch im Abonnement.

- Ich möchte die *Weltwoche* 10 Wochen lang für Fr. 30.– Probe lesen. Im Vergleich zum Einzelverkauf spare ich Fr. 27.–. SL 001 K12 001 001
- Ich bestelle ein Jahresabonnement der *Weltwoche* für nur Fr. 203.–. Im Vergleich zum Einzelverkauf spare ich Fr. 97.90. FL 001K12 001 001

Name, Vorname

Strasse, Nr.

PLZ, Ort

E-Mail

Coupon ausfüllen und einsenden an: Weltwoche Verlags AG, Abo-Service, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Oder abonnieren Sie die *Weltwoche* über Telefon 0800 80 44 80, Fax 043 444 50 91 oder www.weltwoche.ch/abo. Preise Inland inkl. MwSt., Stand 2009.
Auslandpreise unter www.weltwoche.ch/abo.



Analyse

SVP, bleib bei deinen Leisten

Die Forderungen der SVP nach Eingriffen bei der UBS werden immer lauter. Dabei verheddert sich die Parteileitung in komplexen Sachfragen, ohne ihre Experten beizuziehen.

Von Hans Geiger

Sonderliches tut sich in der SVP. Am Montag führte sie in der Bundeshauptstadt als Innovation eine innerparteiliche, kontradiktorische Pressekonferenz durch. Zum Thema der Regulierung von Banken kreuzten Christoph Blocher als Vertreter der Parteileitung und der Bankenexperte und Nationalrat Hans Kaufmann die Klinge. Bankenregulierung gehörte bisher nicht zu den Kernthemen der Partei. Immerhin, es geht dabei um zentrale Fragen des Finanzplatzes, und damit um das Wohl des Landes.

Ausgangspunkt des Disputs ist das Massnahmenpaket des Bundes zur Stärkung des Finanzsystems von Mitte Oktober. Die Nationalbank sagte der UBS eine Liquiditätshilfe von rund 60 Milliarden Franken (heute noch 40 Milliarden) zu, die Regierung eine Kapitalspritze von 6 Milliarden in Form einer Wandelanleihe. Zur gleichen Zeit beschaffte sich die zweite Grossbank, die Credit Suisse, 10 Milliarden Eigenkapital auf dem Markt. Einig ist man sich in der SVP, dass das Hilfspaket zur Stabilisierung des Schweizer Finanzwesens notwendig war. Einig ist man sich auch, dass einerseits der Staat in einem liberalen Wirtschaftssystem nicht in die freie Tätigkeit der Unternehmer eingreifen soll und dass andererseits die Angst vor einem drohenden Konkurs die Sorgfalt der Geschäftspolitik fördern soll. Aus wissenschaftlicher Sicht ist anzumerken, dass der Untergang einer Bank nicht einfach dem Untergang einer anderen Unternehmung gleichgestellt werden kann. Deshalb gibt es ein Bankengesetz, eine Bankenaufsicht, eine Einlagenversicherung und den gesetzlichen Auftrag an die Nationalbank, als Kreditgeber im Notfall systemrelevanten Banken Liquiditätshilfe zu leisten. Man scheint in der SVP auch darin einig, dass die UBS in ihrer bisherigen Grösse ein zu hohes Risiko für die Schweiz darstellt und dass dieses Risiko zu reduzieren sei. Die Finanzmarktaufsicht und die Nationalbank haben mit der Verdoppelung des gesetzlichen Eigenkapitalerfordernisses und der Einführung einer neuen Verschuldungslimite für die zwei Grossbanken Gleiches signalisiert. Die zwei Banken bewegen sich mit dem Abbau der Bilanzen, der Handelsbestände und des Personals in die richtige Richtung. Die SVP darf für sich in Anspruch nehmen, bereits vor der Liquiditätskrise der UBS am 3. Oktober in einer Motion vom Bundesrat einen Bericht über

die «möglichen Folgen eines Ausfalls eines Grossunternehmens auf die Schweizer Volkswirtschaft» verlangt zu haben.

Wo liegt dann das Problem der SVP? Es geht um eher Nebensächliches. Einerseits verheddert sich die Parteileitung in komplexe Sachfragen, ohne die Experten in der Fraktion beizuziehen. Andererseits hat es die Parteileitung versäumt, zwischen kurzfristigen Sofortmassnahmen und langfristigen Strategieentscheidungen zu differenzieren.

Bei den strittigen Sachfragen geht es um dreierlei. Erstens verlangt die Parteileitung,



Kontradiktorisch: Kaufmann, Blocher.

für die UBS und auch die Credit Suisse seien «per Gesetz Unternehmensstrukturen vorzuschreiben, in denen verschiedene, voneinander unabhängige, selbständige Tochtergesellschaften die Bankaktivitäten im In- und Ausland wahrnehmen». Das würde nichts nützen, denn die Schweiz ist als Heimatland der Grossbanken gemäss internationalen Vereinbarungen unabhängig von deren Struktur umfassend für die Beaufsichtigung verantwortlich. Diese Vereinbarungen wurden auf Grund krimineller Vorkommnisse, die zum Konkurs der Bank of Credit and Commerce International (BCCI) führten, abgeschlossen. Die

BCCI konnte ihre Machenschaften just durch komplexe Unternehmensstrukturen vor den Aufsichtsbehörden der verschiedenen Länder verbergen. Das Schweizer Bankenrecht hat die internationale Vereinbarung unter dem Begriff «Beistandszwang» für personell, finanziell und anderweitig verflochtene Unternehmen umgesetzt.

Sitz ins Ausland verlegen

Zweitens verlangt die SVP-Parteileitung für das oberste Management der UBS und der CS eine Salärstruktur analog den Regiebetrieben SBB und Post. Gemessen am Ressourceneinsatz sind die zwei Grossbanken jedoch nicht primär Schweizer Unternehmen, sondern internationale Konzerne mit Hauptsitz in der Schweiz. Die Forderung ist deshalb nicht umsetzbar. Sie würde die Grossbanken zwingen, wegen der Entschädigungsfrage den Sitz der Banken ins Ausland zu verlegen.

Drittens fordert die Parteileitung für den Fall einer Zehn-Prozent-Beteiligung des Bundes an der UBS einen Bundesvertreter im UBS-Verwaltungsrat. Diese Forderung ist sachlich falsch. Die Einflussmöglichkeit des Bundes ist über die Finanzmarktaufsicht und die Nationalbank unendlich viel stärker, rascher und professioneller als über einen Alibiverwaltungsrat. Die Forderung kommt auch zum falschen Zeitpunkt. Die allfällige Umwandlung der Wandelanleihe in Aktienkapital muss der Bund ja erst im Frühling 2011 vornehmen.

Die SVP sollte sich im Sinne einer Sofortmassnahme und im Geiste einer liberalen Haltung nicht mit der Zementierung des staatlichen Engagements beschäftigen, sondern damit, wie eine permanente Beteiligungsnahme verhindert werden kann. Die Vorschläge der Parteileitung der SVP berauben die Bank dieses Freiraums und verunsichern die Kunden und das Personal.

Es ist richtig, dass sich die grösste Partei weiter mit den Fragen der Bankenaufsicht beschäftigt. Sie sollte das intern mit ihren Experten tun, nicht gegen diese an öffentlichen Veranstaltungen.

Hans Geiger: ist Professor am Swiss Banking Institute der Universität Zürich.

Endkampf der Terror-Tiger

Von Peter Achten — Seit über 25 Jahren bekämpfen sich die Armee Sri Lankas und die tamilische Befreiungsbewegung. Jetzt droht einer der «blutrünstigsten Organisationen» des Planeten das Ende.



Selbstmordattentate und Kindersoldaten: Rebellenführer Velupillai Prabhakaran (Mitte).

Die Singhalesen haben die tamilische Minderheit von alters her schlecht und von oben herab behandelt. Daran besteht kein Zweifel. Allerdings wurde seit der Unabhängigkeit vom britischen Kolonialreich immer wieder versucht, die Spannungen zwischen den Volksgruppen zu mindern. Ohne Erfolg. Die Gegensätze sind gross. Die Tamilen – rund fünfzehn Prozent der Bevölkerung – sind im Nordosten des Landes konzentriert und meist Hindus. Die singhalesische Mehrheit dagegen ist buddhistisch. Der kulturelle und soziale Konflikt reicht weit zurück. Schon vor dem 19. Jahrhundert wanderten Tamilen vom indischen Subkontinent auf die Insel, doch in grosser Zahl brachten erst die britischen Kolonialisten aus Tamil Nadu Plantagenarbeiter in das damalige Ceylon.

Nach der Unabhängigkeit spitzte sich der Konflikt zu. Anfang der achtziger Jahre gründete der heute 54 Jahre alte Rebellenführer Velupillai Prabhakaran die Organisation der Befreiungstiger LTTE. Nichts weniger als ein Staat für die tamilische Minderheit im Nordosten Sri Lankas war und ist das Ziel. Zu Beginn erwarben sich die Guerillakämpfer in der tamilischen Bevölkerung Sri Lankas und auch international hohes Ansehen. Im Westen wurden sie als Befreiungskämpfer respektiert. Das allerdings änderte sich schnell. Mit brutalsten

Terrormethoden versuchten die Tamil Tigers Terrain zu gewinnen: Selbstmordattentate, Massaker unter Singhalesen, Zivilisten als militärische Schutzschilde, Kindersoldaten. Selbst in den eigenen Reihen wurde bei Bedarf scharf durchgegriffen. Der sri-lankische Journalist Lasantha Wickrematunge – vor wenigen Wochen wegen regierungskritischer Berichterstattung vermutlich von regierungstreuen Schlägertrupps ermordet – beschrieb die LTTE als «eine der rücksichtslosesten und blutrünstigsten Organisationen, die je unseren Planeten infiziert haben».

Finanzierung aus der Schweiz

Die 55 Millionen indischen Tamilen in Tamil Nadu standen dem Wirken der LTTE lange positiv gegenüber. Das änderte sich 1991, als Selbstmordattentäter der Tiges den indischen Premier Rajiv Gandhi ermordeten. Hintergrund: Indien versuchte in Sri Lanka mit Friedenstruppen zu vermitteln. Das brutale Vorgehen der Tigers führte dazu, dass die einstigen Freiheitskämpfer heute in Indien, den USA und der EU als Terroristen gebrandmarkt werden. Weil die Geldbeschaffung unter diesen Umständen immer schwieriger wurde, wichen die Befreiungstiger – wie seit Jahren bekannt – auf neutrales Territorium aus. So wurde die Schweiz zur Finanzdrehscheibe. Nicht nur das. Auch

unter den Exil-Tamilen in Europa und der Schweiz sammelt die LTTE – zuweilen mit handfesten Drohungen – Geld. Der Unabhängigkeitskampf nämlich ist kostspielig.

Doch jetzt neigen sich – militärisch wenigstens – über 25 Jahre Kampf dem Ende zu. 80 000 Menschen sind dabei getötet worden. Nach einer einjährigen Grosseffensive der Armee sind die Tigers – immer noch unter dem Kommando des gnadenlosen Velupillai Prabhakaran – in einem engen Dschungelgebiet im Norden von knapp dreihundert Quadratkilometern im Distrikt Mullaitivu eingekesselt. Über 200 000 Zivilisten sind zwischen den Fronten. Weder die Armee noch die Tigers nehmen Rücksicht. Gekämpft wird mit äusserster Brutalität. Die Aufrufe der Uno zum Waffenstillstand und zu Verhandlungen kommen zu spät. «Ein humanitäres Desaster», urteilen das IKRK und die Uno.

Rebellenführer Prabhakaran versucht seine wenigen tausend Kämpfer mit Durchhalteparolen bei Laune zu halten. Staatspräsident Mahinda Rajapakse rechnet mit nur noch wenigen Wochen, bis «wir die mächtigste Terrororganisation der Welt zerschlagen haben», und Armeechef Fonseka glaubt, dass «97 Prozent der Offensive erfüllt sind». «Der Endsieg ist nah» – so titeln die gleichgeschalteten sri-lankischen Medien. Selbst wenn das zutreffen sollte, der Friede wird kein wirklicher Friede sein. Es wäre ein militärischer Sieg ohne politische Lösung. Die Demokratie der singhalesischen Mehrheit hat ein Fiasko erlitten. Die tamilische Minderheit wird weiter benachteiligt bleiben. Diejenigen, die sich in den letzten Jahrzehnten für Mässigung und einen nationalen Ausgleich eingesetzt haben, werden nach dem Sieg der Regierung noch weniger Gehör bekommen. Präsident Rajapakse wird

Der tamilische Tiger wird den singhalesischen Löwen weiter angreifen.

mit den Worten zitiert, dass «dieser Krieg erst dann endet, wenn wir Rebellenführer Prabhakaran haben». Doch auch das ist Wunschdenken. Die Befreiungstiger nämlich werden mit Terror und Selbstmordanschlägen Sri Lanka auch in Zukunft destabilisieren. Der tamilische Tiger wird, um im Bild zu bleiben, den singhalesischen Löwen weiter angreifen.

Der singhalesische Journalist Lasantha Wickrematunge schrieb kurz vor seiner Ermordung, dass der Bürgerkrieg tiefe, fast unheilbare Wunden, Bitterkeit und Hass in der tamilischen Minderheit hinterlassen werde. Prophetische Worte.

Peter Achten arbeitet als Fernost-Korrespondent für Radio DRS und verschiedene Schweizer Tageszeitungen. Er lebt in Peking.

Geithners Giftschränk

Von Matthias Rüb — US-Finanzminister Timothy Geithner galt als Heilsfigur. Seit kurzem löst der Aufsteiger Irritationen aus. Seine Bankenpläne bedeuten einen Richtungswechsel für Amerika.

Dieser Atlas scheint schmale Schultern zu haben. Dennoch soll er immer noch mehr tragen: Zur neuen Architektur für den maroden amerikanischen Bankensektor kommt jetzt noch das Regendach für die angeschlagenen Autobauer hinzu. Diese jüngste Riesenaufgabe teilte Präsident Barack Obama seinem Finanzminister Timothy Geithner am Montag zusätzlich zu, wobei Geithner Rat und Beistand vom Wirtschafts-Chefberater im Weissen Haus, Larry Summers, bekommen soll. Denn anders als bisher geplant, soll kein «Auto-Zar», mithin kein unabhängiger Fachmann von aussen den Fluss der noch unter Präsident George W. Bush zugesagten Staatshilfe an die Detroit'er Autohersteller General Motors und Chrysler in Höhe von zunächst 17,4 Milliarden Dollar überwachen. Stattdessen ist es der Job einer Arbeitsgruppe unter Geithners und Summers' Leitung, zu gewährleisten, dass die notorisch reformtrüben Autobauer im Gegenzug für das geliehene Steuergeld aus Washington endlich die erforderlichen Umstrukturierungen und Modernisierungen vornehmen.

Als ob Geithner nicht schon genug um die Ohren hätte. Der Finanzminister ist zwar erst 47 Jahre alt, er arbeitete aber schon in den neunziger Jahren – unter anderem unter dem damaligen Minister Larry Summers – im Washingtoner Finanzministerium. Und Geithner leitete zudem, von 2003 bis Anfang dieses Jahres, die New Yorker Regionalzweigstelle der US-Bundesbank, wo er die Kernschmelze der Investmentbanken sozusagen mitten im überhitzten Reaktorblock miterlebte.

«Enteisung» der Banken

Weil Geithner, der verheiratet und Vater zweier Kinder ist, aber so jung und zart aussieht, als ob er in Bars beim Bestellen eines Biers regelmässig nach seinem Ausweis gefragt würde, wirkt er für manchen Beobachter noch als gar zu «grün». Dieser Eindruck verstärkte sich nach Geithners wenig überzeugendem Auftritt vom 10. Februar, als er die dünnen Umriss eines Plans zur Rettung des Bankensektors vorstellte. Ist der Mann überfordert? Die Aktienkurse an der Wall Street, zumal jene der grossen Bankhäuser, sackten nach Geithners luftiger Grundsatzrede ab.

Beim Römer Gipfeltreffen der Finanzminister der G-7 vom Wochenende vermochte Geithner mit seinem Bekenntnis zum Freihandel sowie mit einigen Erläuterungen zu seinem Rettungsplan den angerichteten Schaden im-



«Stresstest» für Banken: Minister Geithner.

merhin zu begrenzen.

Hinter Geithners dürrer Grundsatzrede steckte nicht Orientierungslosigkeit, sondern ein kurz zuvor vollzogener Richtungswechsel. Weil Geithner sich selbst das Zieldatum vom 10. Februar zur Vorstellung des Rettungsplans für die Banken gesetzt hatte, blieb nicht genügend Zeit, die Einzelheiten des Plans auszuarbeiten und diesen mit einem Preisschild zu versehen. Obama hat ausserdem bisher keinen einzigen Staatssekretär und Abteilungsleiter im Finanzministerium ernannt, so dass Geithner in seinem Ministerium an der Pennsylvania Avenue 1500 noch fast allein zu Haus ist.

Dennoch lassen sich die Grundausrichtung sowie zwei tragende Pfeiler des Rettungsplans erkennen. Nachdem man lange die Gründung einer *bad bank* mit staatlichen Einlagen in Billionenhöhe zur Übernahme der «giftigen Einlagen» der Geschäftsbanken aus deren zweifelhaften Hypothekengeschäften geplant hatte, wurde diese Idee aus grundsätzlichen Erwägungen und auch aus politischen Gründen abrupt fallengelassen.

Dahinter steckt nichts anderes als die Abkehr vom Gedanken der vorübergehenden Verstaatlichung der Banken, um die Geldhäuser endlich wieder dazu zu bringen, Geschäfts- und auch Konsumkredite zu vergeben. Stattdessen soll das Ziel der «Enteisung» des

Kreditmarktes nun mit einem gemischten Fonds aus privaten Investitionen und Einlagen der öffentlichen Hand erreicht werden: Dieser Fonds soll sich in die «vergifteten Werte» der Banken einkaufen, damit diese nicht mehr bleischwer die Bücher der Banken belasten und den Kreditfluss nicht länger blockieren. Nur weiss niemand auch nur annähernd verlässlich den Wert dieser *toxic assets* zu bestimmen: Sie können weniger als nichts wert sein, wenn noch mehr Häuschenbauer und auch Kreditkartenbesitzer ihre Schulden nicht begleichen können; sie können andererseits attraktive Anlagen sein, wenn wieder neue Kredite fliessen und bestehende wieder ordnungsgemäss bedient werden.

Sicher ist allenfalls, dass die 350 Milliarden Dollar, die vom ersten Rettungspaket für die Banken in Höhe von 700 Milliarden vom 3. Oktober noch übrig sind, nicht ausreichen werden. Eher braucht es 2 Billionen Dollar, und die sollen nach Geithners neuem Plan anteilig aus privaten Hedge-Funds statt allein vom amerikanischen Steuerzahler kommen, der ja eben erst das Konjunkturprogramm mit einem Umfang von 787 Milliarden Dollar zu stemmen hatte.

Die zweite Säule des Plans ist ein sogenannter «Stresstest» für die knapp zwei Dutzend grossen Banken des Landes. Die Überlebensfähigkeit jedes einzelnen Geldhauses soll anhand von Modellrechnungen ermittelt werden, wobei die denkbar schlechteste Wirtschaftsentwicklung zugrunde gelegt wird. Nur in die robusteren Banken sollen Mittel aus dem privat-öffentlichen Mischfonds fliessen, andere sollen den Weg alles Vergänglichen gehen. Nach diesem Muster wurde – von der New Yorker Federal Reserve Bank unter Geithners Leitung – im März 2008 die Investment-

Nur weiss niemand auch nur annähernd verlässlich den Wert dieser *toxic assets* zu bestimmen.

bank Bear Stearns mit staatlicher Hilfe gerettet und später (an JP Morgan Chase) verkauft, während das Haus Lehman Brothers dem Untergang anheimgegeben wurde.

Geithners Zwei-Säulen-Modell hat der Wall Street missfallen, weil es keine Überlebensgarantie für die Geschäftsbanken beinhaltet – und weil es arm an Details ist. Und es missfällt den linken Ökonomen, weil es den Gedanken der Nationalisierung der Banken zurückweist – und weil es arm an Details ist. Ob die Säulen tragfähig sind und ob das Modell im Kongress mehrheitsfähig ist, wird sich erst zeigen, wenn zwischen den Pfeilern Wände eingezogen sind.

Matthias Rüb ist USA-Korrespondent der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* in Washington.

Veto gegen die EU

Von Joachim Starbatty — Die EU zentralisiert sich schleichend. Die Mitgliedstaaten verlieren demokratische Mitbestimmungsrechte. Diese Entwicklung muss gestoppt werden.



Imperiales Gepräge: EU-Parlament in Brüssel.

Im Zuge des europäischen Einigungsprozesses hat sich die frühere Wirtschaftsgemeinschaft, die in erster Linie den freien Verkehr in einem gemeinsamen Markt ermöglichen und sichern wollte, zu einer Union (EU) entwickelt, bei der sich immer mehr politische Kompetenzen sammeln. Wer im Jahre 1965 nach Brüssel fuhr, um im Berlaymont, dem Amtssitz der Europäischen Kommission, Gespräche zu führen, kam in ein schlankes Hochhaus, in dem neben den Kommissariaten und ihren jeweiligen Kabinetten auch die Generaldirektionen untergebracht waren. Brüssel war damals die belgische Hauptstadt, in der die Administration der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft zu Gast war. Wer heute die EU besucht, kommt in der Hauptstadt Europas an, deren Regierungs-, Parlaments- und Dienstgebäude ein imperiales Gepräge haben. Die Bauten sind wuchtig; die Fassaden oft mit rotem Stein verkleidet. Jeder, der das auf sich wirken lässt, spürt geballte politische Macht.

Konnten sich zu Beginn des europäischen Integrationsprozesses die sechs Gründungsstaaten relativ rasch auf gemeinsame Ziele und Politiken einigen, weil es um den Aufbau Europas ging und weil sie ein mächtiger und gefährlicher äusserer Feind, die Sowjetunion, bedrohte, so sind jetzt 27 Mitgliedstaaten unter einen Hut zu bringen. Deren politische Inter-

essen unterscheiden sich stark, und das verbindende Glied gemeinsam erlebter Geschichte tritt in den Hintergrund. Die heterogene Zusammensetzung macht die gemeinsame Willensbildung schwieriger und langwieriger, dafür wird das Gerangel um Posten und Einfluss härter. Insofern ist das institutionelle Verfahren zur Organisation der gemeinsamen Willensbildung höchst reformbedürftig.

Vertrag ohne Volk

Ein Konvent unter der Präsidentschaft von Giscard d'Estaing hat einen Verfassungsvertrag erarbeitet, der mehr erreichen wollte als bloss eine effizientere Willensbildung, bessere Repräsentanz gegenüber Drittstaaten und professionelles Management; er hat andere politische Prioritäten gesetzt; Europa sollte eine Verfassung haben. Dieser Verfassungsvertrag wurde in Irland, Frankreich und in den Niederlanden abgelehnt. Unter deutschem Ratsvorsitz ist dann die Vorarbeit für den Lissabon-Vertrag geleistet worden. Die Substanz des Verfassungsvertrages ist nicht angetastet worden. Wenn man so will, ist die Neufassung eine Form von Camouflage, um den Inhalt des Verfassungsvertrages nicht mehr in Volksabstimmungen bestätigen lassen zu müssen.

Dass der Lissabon-Vertrag die Willensbildung von 27 Mitgliedstaaten besser steuern will, ist

die eine Seite; die andere ist die Frage, ob damit den nationalen Parlamenten genügend Entscheidungsfreiheit und Souveränitätsrechte bleiben. Udo Di Fabio, Berichterstatter des massgeblichen Senats des deutschen Bundesverfassungsgerichts, sieht die EU als ein Boot, das nahe an den Grenzen eines Bundesstaates entlangsegelt, ohne diesen zu erreichen. Ein Bundesstaat wird weder von den deutschen Befürwortern des Vertrages noch von sonst jemandem in Europa gewollt. Noch weniger gewünscht kann eine Kompetenzanhäufung bei einem quasibundesstaatlichen Gebilde sein, das weder wirksamer nationaler noch gemeinschaftlicher parlamentarischer Kontrolle unterliegt.

Eine Antwort auf die Frage, warum Brüssel immer mehr Kompetenzen an sich ziehen konnte, liefert eine Argumentationsfigur aus der modernen Institutionenökonomik: das Zusammenspiel von Prinzipal und Agent. Es ist bekannt, dass der Einfluss des Prinzipals, also hier des Wahlvolks, mit zunehmender Heterogenität abnimmt. Ein gemeinsamer Wille lässt sich bei vielen Prinzipalen schwerer ausmachen als bei nur wenigen. Haben wir es mit 27 Mitgliedstaaten zu tun, dann ist die Herausbildung eines gemeinsamen Willens so komplex, dass Formelkompromisse auch gegensätzliche Auffassungen abdecken. Dann wächst der Handlungsspielraum des Agenten, also der Kommission. Er kann das eigene Interesse als das der Prinzipale ausgeben.

Die Verfassungsgeber haben um diese Problematik gewusst und das Subsidiaritätsprinzip als Bremse verankert. Nun hat das Subsidiaritätsprinzip zwei Schwachstellen: Es kann restriktiv (im freiheitlichen Sinne) oder extensiv (im wohlfahrtsstaatlichen Sinne) interpretiert werden. Da die Mitgliedstaaten der Schuh an unterschiedlichen Stellen drückt, werden die einen das Prinzip restriktiv, die anderen aber extensiv auslegen wollen. Weiter ist nicht geklärt, wer über die Kompetenz-Kompetenz verfügt, wer also über die jeweilige Aufgabenverteilung befindet. Der von deutscher Seite in den Vertrag eingebrachte parlamentarische Vorbehalt ist keine wirksame Abwehr gegen ungeliebte Initiativen aus Brüssel. Da sind sich die juristischen Interpreten einig.

Daher steuert die EU auf eine Zentralisierung ohne zureichende parlamentarische Kontrollen zu – weder auf nationaler noch auf europäischer Ebene. Aus dieser Perspektive wäre ein Anhalten des Ratifizierungsprozesses wünschenswert, wenn nicht sogar notwendig. Dies würde die EU keineswegs lähmen, wie oft behauptet wird; handlungsfähig ist sie auch ohne Grundlage des Lissabon-Vertrages.

Joachim Starbatty ist Vorsitzender der Aktionsgemeinschaft Soziale Marktwirtschaft und emeritierter Professor der Universität Tübingen. Er macht derzeit Schlagzeilen wegen der von ihm mitunterzeichneten Klage gegen den EU-Verfassungsvertrag am Karlsruher Bundesverfassungsgericht.

Thomas Stirnimann

Der CEO von M-Travel Switzerland ist überzeugt, dass die Schweizer in der Krise nicht auf ihre Ferien verzichten. Neue Trend-Destinationen seien Chile oder Argentinien.



«Italien dürfte an Geschäft verlieren»: Ferienspezialist Stirnimann.

Zwei Monate Dauernebel in Zürich machten mich halb depressiv. Wo ist es schön für wenig Geld?

Ich würde Ägypten, die Kanaren, die Karibik oder die Malediven empfehlen.

Sind das die In-Destinationen?

Das sind die klassischen Sonnendestinationen im Winter. Im Sommer geht der Trend hin zum östlichen Mittelmeer, der Türkei, Griechenland, Ägypten und Tunesien.

Ich will nicht hin, wo alle sind. Also stelle ich die Frage anders. Was ist out?

Die Leute schauen natürlich, wo sie für ihren hart verdienten Franken mehr bekommen. So bekommt man in Griechenland wesentlich mehr als in Spanien oder gar in Italien. Italien dürfte an Geschäft verlieren. Das Land ist sehr teuer, beinahe schon eine Luxusdestination.

Wie wichtig ist Urlaub in Zeiten der Krise?

Wir waren gerade an den Ferienmessen in Bern, Zürich und St. Gallen. Die Stimmung war gut. Die meisten werden sich den Urlaub nicht nehmen lassen. Der gehört dazu wie Brot oder Milch zum Frühstück. Ferien stellen ja eine Art Belohnung dar.

Es stimmt also, was man sagt. Für zwei Wochen auf den Kanaren wird auf Schuldentilgung, Autokauf und Fitnesscenter-Abo verzichtet?

Davon bin ich überzeugt. Das Auto hält sicher noch ein oder zwei Jahre, aber wenn man dieses Jahr nicht an die Sonne kommt, fehlt etwas.

Reisen muss doch dieses Jahr massiv billiger werden, da sich der Kerosinpreis mehr als halbiert hat?

Reisen ist neben PCs eines der wenigen «Güter» dieser Welt, die seit Jahren immer

günstiger geworden sind. Dieses Jahr liegen unsere Katalogpreise zwischen fünf und fünfzehn Prozent tiefer. Zumeist wechselkursbedingt und aufgrund des günstigeren Kerosins. Zudem haben wir Reiseveranstalter gegenüber den Hoteliers wieder viel mehr Marktmacht.

Wie das?

Die Hoteliers ahnen, dass es ein schwieriges Jahr werden könnte, und machen Konzessionen. Beispielsweise liegen die Malediven seit Jahren im Trend. Die ganze Welt will dorthin. So konnten die Hoteliers immer höhere Preise verlangen. Als Veranstalter war man froh, wenn man überhaupt ein Zimmer in der Hochsaison buchen konnte. Das Gleiche in Ägypten, wo Russen jeden Preis bezahlten. Nun rollt der Rubel nicht mehr. Und plötzlich sind wieder wir Schweizer als Kunden gefragt. Fünf Prozent Preisreduktion ist mir zu wenig.

Dann buche ich eben last minute.

Es wäre falsch, dieses Jahr darauf zu hoffen, dass es mehr Last-Minute-Angebote geben wird. Denn das Gegenteil wird der Fall sein. In der Hochsaison gibt es rund zwei, in der Zwischensaison rund zwanzig Prozent Last-Minute-Angebote.

Das müssen Sie ja sagen.

Alle Reiseanbieter in der Schweiz haben mittlerweile ein Geschäftsmodell, in dem die Kapazitäten reduziert werden können. Das nimmt den Druck, Last-Minute-Angebote auf den Markt werfen zu müssen.

Sie lancieren jedes Jahr neue Destinationen. Ist das nicht Augenauswischerei? Ist doch bereits der letzte Winkel der Welt in irgendeinem Katalog abgebildet.

Ja und nein. Wir sind gefordert, neue Trends zu outen. Natürlich kann man Mallorca, Phuket und Australien nicht neu erfinden. Aber es gibt Länder, die sind touristisch noch nicht vollständig entdeckt. So wird Südamerika in den nächsten zehn bis fünfzehn Jahren einen Aufschwung erleben. Chile und Argentinien beispielsweise sind fantastische und faszinierende Länder, die noch erkundet werden können.

Gibt es einen Nachholbedarf, in die USA zu reisen, da es einen neuen Präsidenten gibt?

Das ist so. Es gibt ja einiges nachzuholen. 2001 war das Reisevolumen in die USA fast doppelt so gross wie heute. Dass man wieder auf dieses Volumen kommt, ist möglich, aber vermutlich nicht in den nächsten zwei Jahren. Man merkt sowohl einen Obama-Effekt wie auch einen Währungseffekt. Es ist ja enorm attraktiv, bei diesen Umrechnungskursen in die USA zu reisen.

Thomas Stirnimann war Lehrling bei Kuoni und führt heute das Reisegeschäft der Migros. Unter der Marke M-Travel Switzerland sind Labels wie Denner Reisen, Esco oder Hotelplan vereinigt. Die Fragen stellte **Carmen Gasser**.

Schönwetter- Verwaltungsrat Villiger

Von Christoph Mörgeli

Am 1. April 2008 meldete sich Kaspar Villiger ganz ernsthaft zu Wort. In einem grossen Grundsatzartikel kritisierte der frühere FDP-Bundesrat jene «Schönwetter-Liberalen», die nun voreilig nach der helfenden Hand des Staates riefen. Ein paar Monate später kann man vor allem eines festhalten: Wenn Kaspar Villiger heute einen Grundsatzartikel über «Schönwetter-Verwaltungsräte» schreiben müsste, er könnte seine Autobiografie veröffentlichen.

Seit 2004 sitzt der ehemalige Finanzminister im Verwaltungsrat des Schweizer Rückversicherers Swiss Re. Fünf Jahre sind in diesem Business eine lange Zeit. In einem solchen Zeitraum werden strategische Ausrichtungen festgelegt und wichtige Personalentscheide getroffen. In fünf Jahren tut sich auch an der Klimafront einiges: Inzwischen herrscht ein Sturmtief, und Schönwetter-Verwaltungsrat Kaspar Villiger steht im Regen. Und in der Verantwortung.

«Der grösste Risikofaktor ist der Mensch», schrieb Villiger 2008. Seine Gier und seine Masslosigkeit. Wie weise. Warum aber holte der Swiss-Re-Verwaltungsrat 2006 Jacques Aigrain ins Unternehmen? Exakt, um diese Gier und Masslosigkeit zu bedienen: Der grundsolide Rückversicherer wilderte fortan im Bankgeschäft mit Hochrisikoplanen.

«Vielleicht müsste man auch bei der Krisenvorsorge die konservativen Methoden wieder stärker gewichten: Dicke Eigenkapitalpolster als Airbags und eine vernünftig begrenzte Verschuldungsquote.» Wie klug. Warum aber sackte der Swiss-Re-Aktienkurs innerhalb eines Jahres um 80 Prozent ab? Weshalb schreibt der Konzern 2008 Milliardenverluste? Und wie erklärt sich Villiger die Verringerung des Eigenkapitals von 32 auf 20 Milliarden?

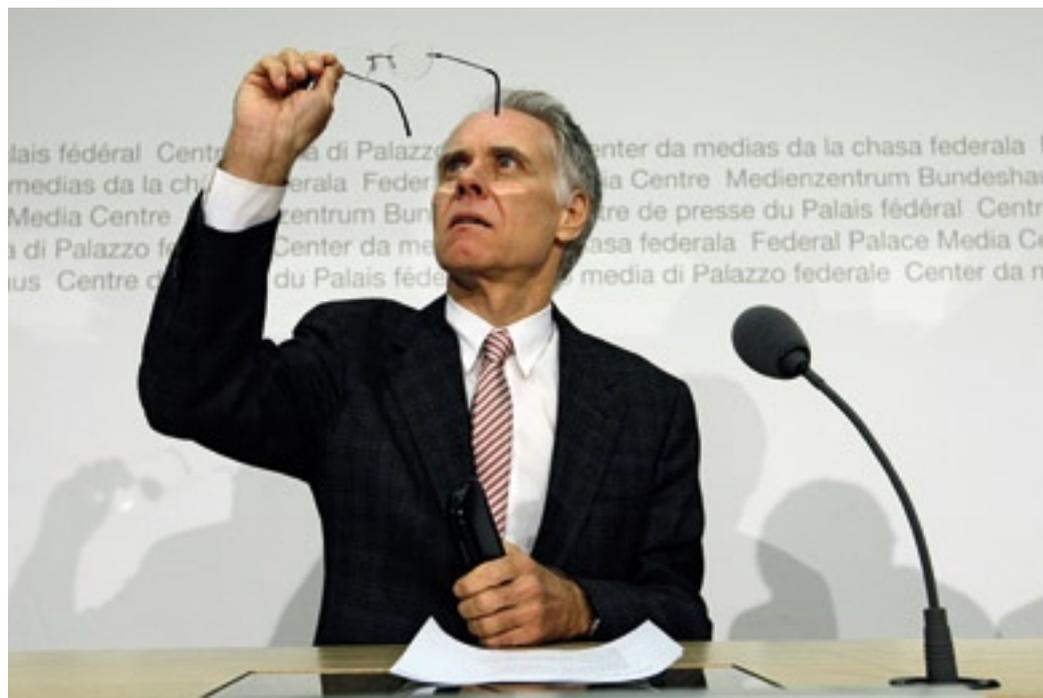
Um Vertrauen bei Investoren und Kunden zu gewinnen, sei die «Integrität» von grösster Bedeutung, so Villiger weiter. Wie richtig. Warum aber verkündet der Swiss-Re-Verwaltungsrat noch im November, das Anlageportefeuille sei von «hoher Qualität»? Wie kommt CEO Jacques Aigrain dazu, noch im Januar zu behaupten, die Bilanz sei stark und die Kapitalanlagen bestens diversifiziert? Gerade mal drei Wochen später stürzt die Swiss Re ins Bodenlose.

«Die Chefs prägen mit ihrem Vorbild die Kultur eines Unternehmens massgeblich», schliesst Villiger. Wie einsichtig. Nur: Wo bleibt sein vorbildlicher Rücktritt?

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Sieben digitale Analphabeten

Von Peter Bodenmann — Nach dem Strommarkt die Glasfasern: Bundesrat und Parlament wissen nicht, was sie tun.



Mega-Flop: Energieminister Leuenberger.

Industrie, Gewerbe und Haushalte werden in der grössten Krise seit den dreissiger Jahren des letzten Jahrhunderts über Preiserhöhungen von jenen Stromkonzernen ausgesogen, die bereits im Vorfeld der Strommarktöffnung ihre Gewinne vervierfachen konnten.

Die Schweizerinnen und Schweizer haben deshalb die Nase voll. So lehnten die Thuner Stimmberechtigten mit 84 Prozent den Teilverkauf ihres Elektrizitätswerkes ab. Sie wollten den deutschen Stromriesen E.ON nicht über die BKW in ihren Stuben haben.

Ein Mega-Flop Marke Moritz Leuenberger reicht offenbar nicht.

Technisch ist die Sache einfach. Jede Unternehmung und jeder Haushalt in der Schweiz müsste längst über eine Glasfaser-Verbindung verfügen. Um mit faktisch unbegrenzter Kapazität telefonieren, internetten und fernsehen zu können.

Am wenigsten Kosten fallen an, wenn die bestehenden Kupferleitungen durch Glasfaserkabel ersetzt werden, ohne dass man alle Strassen und Feldwege umpflügen muss. Die Kabel-X-Technologie aus Österreich hat – wie die vorletzte *Wirtschaftswoche* meldet – alle einschlägigen Tests längst bestanden.

Mit einer Investition von deutlich weniger als 7 Milliarden Franken könnte die ganze Schweiz flächendeckend und schnell verglasfaset werden. Ein Klacks für die Swisscom, die jedes Jahr dank überhöhten Preisen 4 Milliar-

den Franken akkumulieren kann. Die Swisscom möchte stattdessen – im Verbund mit real nicht existierenden Dritten – alle Schweizer Haushalte gleich mit vier Glasfaserkabeln versorgen. Damit entstehe im Netz Wettbewerb. Wahr ist: Die höheren Kosten dieser Infrastruktur würden die investitions-scheuen Mitbewerber und die Randregionen endgültig an die Wand drücken.

Der Widerstand in den Gemeinden wächst. In Zürich baut das EWZ ein eigenes Netz. St. Gallen will ebenfalls auf eigene Kosten alle Unternehmen und Haushalte bis 2018 mit Glasfaserleitungen versorgen.

Bundesrat und Parlament haben – genauer: hätten – alle Fäden in der Hand. Die Eidgenossenschaft ist Mehrheitsaktionärin der Swisscom und wird es bleiben. Der Bund reguliert den Bau und den Zugang zu den Netzen. Alle suchen verzweifelt nach antizyklischen Konjunkturprogrammen, die den Strukturwandel voranbringen. Nichts wäre naheliegender als der schnelle Bau eines flächendeckenden Glasfasernetzes durch die öffentliche Hand.

Stattdessen läuft genau der gleiche Film wie bei der Strommarktöffnung ab. Im Bundesrat sitzen sieben digitale Analphabeten. Im Parlament sieht es nicht viel besser aus. Und am Schluss ist niemand schuld, weil niemand nichts begriffen hat.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Schwammige Menschenwürde

Von Kurt W. Zimmermann — Was darf man, was darf man nicht?
Paula aus Brasilien gab uns medialen Anschauungsunterricht.

Es kommt selten vor, dass eine Zeitung auf Seite 1 ihren Lesern ankündigt, dass sie ihnen interessante Informationen absichtlich vorenthalten werde.

Im Fall der Brasilianerin, die sich selber Schnittwunden im SVP-Muster zufügte, haben wir eine solche Informationssperre erlebt. Vieles deutet auf eine «psychische Erkrankung» hin, wusste der *Tages-Anzeiger*. «Deren Ursachen und Hintergründe», teilte das Blatt dann seinem Publikum mit, «gehen uns nichts an.»

Das ist ungewöhnlich, aber ein guter Anlass für die Frage, worüber Medien berichten dürfen und worüber nicht. Die Frage ist ungelöst. Nach ihrem Standeskodex haben die Journalisten zwar die Privatsphäre zu respektieren, ausser das öffentliche Interesse verlangt das Gegenteil. Sie haben die Menschenwürde zu respektieren, indem sie niemanden wegen seiner Religion, Nation oder Krankheit diskriminieren.

Nur, das sind reichlich schwammige Richtlinien. Der Ermessensspielraum ist gross. Der *Blick* beispielsweise war in unserem Fall deutlich weniger zimperlich. Erst enthüllte er Namen und Alter des falschen Opfers: Paula Oliveira, 26. Dann fand er eine eingängige Kurzformel zu ihrer Rolle: «Lügen-Paula». Dann druckte er ihr Bild.

Auf Redaktionen wird kaum je grundsätzlich über Grenzen der eigenen Arbeit diskutiert. Die Frage wird akut am aktuellen Einzelfall festgemacht. Der Entscheid, wie weit man geht, erfolgt unter Zeitdruck und oft zufällig. Da unterscheidet sich Paula Oliveira nicht von Roland Nef.

«War Roland Nef psychisch gestört?», titelte etwa der *Tages-Anzeiger* in der Causa des Armeechefs. Nach der Logik des Blatts im Falle Oliveira hätten nun die Journalisten die Recherche zu Ursachen und Hintergründen abbrechen müssen, denn sie «gehen uns nichts an». Natürlich berichtete das Blatt detailliert über das Fehlverhalten des Offiziers.

Inkonsistentes Verhalten ist die Regel. Es gibt auf Redaktionen kaum je eine interne Compliance zur Durchsetzung von Normen. Fairerweise muss man sagen, dass sich hier Redaktionen nicht von Banken unterscheiden.

Bei Banken wie bei Medien ist das interne Kurzzeitgedächtnis der wichtigere Treiber für das Verhalten im Markt als gutgemeinte Richtlinien. Wenn UBS und CS auf die Schnauze fallen, dann lernen sie kurzfristig daraus, dann vergessen sie die Lehren wieder, bis sie erneut



Informationssperre: Peter Hartmeier.

auf die Schnauze fallen. Redaktionen halten es genauso.

Als etwa der *Blick* beim damaligen Schweizer Botschafter in Berlin über die Stränge schlug und sich dafür entschuldigen musste, liess es die Redaktion vorübergehend etwas weniger aggressiv angehen. Dann setzte das Kurzzeitgedächtnis aus, man schlug im Fall des Bankers Thomas Matter erneut über die Stränge und musste sich dafür entschuldigen.

Im Schweizer Fernsehen wiederum wurde die versteckte Kamera kaum mehr eingesetzt, nachdem der «Kassensturz» die Technik unter anderem bei einem Schönheitschirurgen verwendet und dafür kräftig Prügel bezogen hatte. Dann setzte das Kurzzeitgedächtnis aus, man verkabelte bei der letzten Bundesratswahl einen Reporter mit einem versteckten Mikrofon und bezog erneut kräftig Prügel.

Manchmal kann ein Lernprozess auch nachhaltig sein. Das erklärt die zurückhaltende Position des *Tages-Anzeigers* rund um das vermeintliche Opfer aus Brasilien. Vor gut zwei Jahren nämlich stürzte sich das Blatt mit Gebrüll auf die Massenvergewaltigung einer Dreizehnjährigen in Zürich-Seebach. Wochenlang psychologisierten die Journalisten über Jugendgewalt, Pornografie und Ausländerintegration. Dann, peinlich, erwies sich die Geschichte als Ente.

Sehen wir es diesmal also positiv: Das Kurzzeitgedächtnis funktionierte noch.

From Romania with love

Von Gion Mathias Cavelty

Buna dimineata! Das ist erste Kolumne von neue TV-Kolumnisten! Wir ab sofort schreiben an diese Stelle, sind 15 rumänische Fernsehexperten die sind eingereist in Schweiz letzte Woche aus Bucuresti. Cavelty abgeschoben in gottverdammte Bergkaff in Siebenbürger Westkarpaten wo gibt keine einzige Fernseher, ha ha ha!

Hier gefällt uns prächtig! Wir schon haben, äh, gekauft eine Fernsehapparat und schon haben geschaut erste Sendungen in Schweizer TV. Sind begeistert von Programm! Viiiieeel besser als in Heimat!

Sendung «Musicstar» grossartig! Hat schöne blonde Frau in Jury mit angenehme Stimme, sympathische Lächel und viele Muskel, heisst Gölä. Wir würden sofort heiraten!

Nach «Musicstar» «Gaccobo/Muller». Gaccobo ist sehr lustiger Mann! Gefällt uns sehr gut, und ist seeeehr dick! Auch der andere Mannli ist sehr lustig! Erinnert uns an transsilvanische Fledermausart mit seine grosse Ohren und seine verkniffene Art. Wir haben sofort in Herz geschlossen!

«Arena»: Gut, wie «Muppet-Show». Könnte zwar sein mehr blutig mit Pfählen die durch Anus des Gegners gesteckt.

Robi Koller in «Happy Day»: Wir mussten weinen, aus verschiedene Gründe: Sieben mussten weinen wegen Frau von depressiver Burnout-Mann die hat gesungen für ihn Lied «Ewi Gilli Bi», der Rest wegen Robi Koller. Geht einfach so an Herz! Ist ganz ganz ehrliche und natürliche Mann, dieser Robi! Ein Kritiker von uns zwar hat gemeint: «Ich ertrage diesen tranig-heulsusesk-gekünstelten Moderationsstil keine Sekunde länger!», doch da wir ihm haben gesteckt Pfahl in Anus! Gegen Robi wir lassen nichts sagen!

Sendung «Al dente»: Gross, ganz gross! Dieser Sven Epiney soll ja riesiger Star sein bei euch. Haben gehört dass sein Leben soll verfilmt werden wie das von Denise Biellmann. Wer soll Sven Epiney spielen, noch nicht entschieden, man hört entweder Vin Diesel oder Ottfried Fischer. Finden beide gut!

Freunde, das war für heute! Jetzt wir gehen mit *Weltwoche*-Kollegen auf Putz hauen! Bis nächste Mal!

Music Star. SF 1, sonntags, 20.05 Uhr

Leben eines Irrläufers

Das Gewaltverbrechen an der fünfjährigen Ylenia Lenhard hat im Sommer 2007 die Schweiz bewegt. Als Täter gilt der 67-jährige Auslandschweizer Urs Hans von Aesch, der sich noch am Tag der Tat umbrachte. Der mutmassliche Mörder war ein intelligenter, sonderbarer Mann. Von Peter Holenstein

Wer am 31. Juli 2007 in Appenzell die fünfjährige Ylenia Lenhard entführt und mutmasslich getötet hat, stand schon bald fest. Es konnte sich nur um den Mann handeln, der sich noch am gleichen Tag im Billwilerwald bei Oberbüren SG mit einer Schrotladung in den Mund aus dem Leben geschossen hatte: Urs Hans von Aesch, ein 67-jähriger Rentner mit Wohnsitz in Spanien.

Weil Tote keine Auskunft geben und Ylenia vorerst unauffindbar blieb (siehe Kasten Seite 34), kursierten wilde Spekulationen: War von Aesch ein pädophiler Triebtäter? War er im Auftrag eines Kinderhändlerrings unterwegs? Kam er gar als Täter für die ungelösten Kindermorde aus den achtziger Jahren in Frage? «Er hat sie alle auf dem Gewissen!», titelte der *Blick* am 5. August 2007 und veröffentlichte sein Passbild: Es zeigte einen lächelnden älteren Mann mit Vollbart.

«Das muss eine Verwechslung sein!», sagte Roland Erni* zu seiner Frau, als er die Zeitung las. Die Ernys lebten sechs Jahre an der spanischen Costa Blanca, in La Nucia, dem Nachbardorf von Benimantell, wo das Ehepaar von Aesch seit 1990 wohnte. Man war befreundet, unternahm gemeinsame Ausflüge, lud sich zu Festivitäten ein. «Urs mag ein Eigenbrötler gewesen sein», meint Erni, «aber sicher kein Kindermörder.» «Und er war gegen jede Gewalt», ergänzt seine Frau Maya*. «Er konnte keiner Fliege etwas zuleide tun.»

«Harmloser Sonderling»

Wen immer man in von Aesch's persönlichem Umfeld befragt, der mutmassliche Mädchenmörder wird als liebenswürdig, hilfsbereit, zuvorkommend beschrieben. Und als eigenwilliger und rechthaberischer Querkopf. «Er gefiel sich in der Rolle des neunmalklugen Aussenseiters», sagt ein Verwandter, «und wer seine Weltanschauung nicht teilte, galt als unbelehrbar. Ein Sonderling eben, aber völlig harmlos.»

Urs Hans von Aesch (er wurde nur Urs genannt) kam 1940 in Bern als jüngstes der drei Kinder von Karl* und Irène* von Aesch zur Welt. Sein Bruder Paul* war sieben, seine Schwester Marlies* zwei Jahre älter. Urs' Vater, ein zu Melancholie neigender Bonvivant, arbeitete als Privatdetektiv in Bern. Die Mutter entstammte einer streng bibelgläubigen Familie, ihr Vater war während vieler Jahre als Methodistenprediger in Basel tätig.

Mit der ehelichen Untreue befasste sich Privatdetektiv Karl von Aesch nicht nur berufes-

halber. 1941, im Alter von 36 Jahren, schwängerte er eine 18-Jährige. Ein Jahr später liessen sich die Eheleute von Aesch scheiden, Frauenheld Karl hatte inzwischen eine zweite blutjunge Geliebte in andere Umstände versetzt. Nach der Scheidung heiratete er seine ausser-eheliche Affäre, und das Paar hatte später einen Sohn und drei Töchter. Zwei von ihnen beendeten ihr Leben im 20. Altersjahr durch einen Sprung von der Berner Kornhausbrücke.

Nach der Scheidung übersiedelte Irène von Aesch mit den Kindern Urs, Paul und Marlies zu ihrer Familie, die von Basel nach Zürich umgezogen war. Im geräumigen Haus im Seefeldquartier wohnten Irènes Geschwister Markus* und Brigitte* sowie die betagten Eltern. Finanziert wurde der Grosshaushalt vor allem durch Urs' Onkel Markus, der mit dem Import und Vertrieb des amerikanischen Heftklammersystems Bostitch gutes Geld verdiente.

Für Urs wurde sein älterer Bruder Paul zum Vaterersatz und Vorbild. Paul, der in der Schule mit Bestnoten glänzte, später studierte und für alle Sinnfragen, die das Dasein bot, eine Erklärung zur Hand hatte, schien jede Lebenslage im Griff zu haben. Als Teenager war Urs fasziniert von Pauls Vision «eines von den Sternen zusammengehaltenen Parallel-Universums», und als ihm Paul später über sein irdisches Weltbild vom «Leben im totalen Einklang mit der Natur» dozierte, kannte die Begeisterung des jungen Urs keine Grenzen mehr.

Paul führte Urs in die Welt der grossen Denker ein, motivierte ihn zum Lesen der Bücher von Schopenhauer, Kant, Hegel, Darwin und wie sie alle hiessen. Und er brachte ihm das Schachspiel bei, das neben dem Bücherlesen zu Urs' zweiter Leidenschaft wurde. Es war für die beiden das perfekte Spiel, «denn auf den 64 Feldern», glaubte Paul, «führt nur intellektuelle Überlegenheit zum Sieg.»

Während Urs von 1956 bis 1959 bei einer Werkzeugmaschinenfirma in Zürich eine kaufmännische Lehre absolvierte, entwickelte Paul seine «Substanztheorie»; ein abstruses Konstrukt, mit dem er «die Widersprüche der modernen Physik aufklären und Einsteins Relativitätstheorie widerlegen» wollte. Doch Urs war bald der Einzige, der Pauls Hypothesen übernahm. Von der Wissenschaft verkannt geglaubt, fiel das selbsternannte Genie in Depressionen.

Wie sein Vorbild Paul begann Urs vieles, was ihm durch den Kopf ging, aufzuschreiben. Er führte Zettelkästen, Bücherlisten, sammelte Statistiken, füllte Notizbücher und schrieb

Gedichte. Nach bestandem Lehrabschluss hielt er seine Zukunftsvision fest: «Mein Traum ist, ein Häuschen zu besitzen. Die Natur wäre mein nächster Freund. Ziegen und Hühner würden mir die notwendige Nahrung liefern. Im Häuschen befänden sich zur geistigen Nahrung Bücher aus Wissenschaft und Philosophie. Mein Ziel ist, diesen Lebensabend früh zu beginnen, vielleicht mit dreissig Jahren. Ich habe mir sagen lassen, dass sich mein Traum nur mit viel Geld erfüllen lässt.»

Erpressung eines Kohlehändlers

Welche Wünsche sich mit Geld erfüllen lassen, bewies Onkel Markus: Er schenkte Urs zum 20. Geburtstag einen Sportwagen. Die Mutter freute sich über den roten MG weniger; sie meinte, dass der Junge sein Geld erst selber verdienen sollte. Das hatte der Mochtegern-Jungrentner auch vor, allerdings nicht durch ehrliche Arbeit, sondern mit einem Vorhaben, das kriminelle Energie voraussetzte. Als Versicherungsvertreter getarnt, spionierte er das Haus eines reichen Kohlehändlers in Küsnacht aus. Dem Vater eines vierjährigen Sohnes ging alsbald ein Erpresserbrief zu: «Wie schrecklich wäre der Tag, an dem Ihr kleiner Sohn nicht vom Kindergarten heimkehren würde.» Im Namen der (erfundenen) «Weltorganisation gegen den internationalen Kommunismus» forderte der anonyme Briefschreiber zehntausend Franken.

Der Kohlehändler schaltete die Polizei ein, diese riet, zum Schein auf die Erpressung einzugehen. Bei der Geldübergabe beim Zürcher Landesmuseum wurde von Aesch von der Polizei fotografiert, doch seine Festnahme scheiterte: Er entkam im dichten Mittagsverkehr. Als tags darauf sein Bild in der Zeitung veröffentlicht wurde, erkannte ihn die Mutter – und meldete den Filius umgehend bei der Polizei.

«Ich weiss nicht, weshalb ich diese Tat begangen habe», erklärte er vor Gericht. «Heute kommt es mir idiotisch vor.» Dass das Verhaltensmuster des Angeklagten tatsächlich pathologische Merkmale aufwies, fand auch der Gerichtspsychiater. In seinem Gutachten bezeichnete er von Aesch als «mangelhaft entwickelten, infantilen Psychopathen». Das Urteil: eine Strafe von 15 Monaten Zuchthaus, zu verbüssen in der Strafanstalt Regensdorf.

Nach der Haftverbüssung hielt es Onkel Markus für ratsam, den 22-Jährigen für längere Zeit aus dem Verkehr zu ziehen. Er finanzierte einen Sprachaufenthalt in England, wo



Liebenswert, hilfsbereit, zuvorkommend: von Aesch als siebenjähriger Junge.

Es fehlt nur das Motiv

Die St. Galler Kripo leistete im Fall Ylenia vorbildliche Arbeit. Doch weil der Täter durch Suizid aus dem Leben schied, bleibt sein genaues Tatmotiv ein Rätsel. *Von Peter Holenstein*

Am 31. Juli 2007, gegen 9 Uhr, verliess die fünfjährige Ylenia Lenhard ihren Wohnort in Appenzell und fuhr mit dem Kickboard zum Hallenbad, wo sie ein tags zuvor vergessenes Shampoo abholte. Bereits vor diesem Zeitpunkt hielt sich dort der 67-jährige Auslandschweizer Urs Hans von Aesch auf. Auf seiner Digitalkamera fand die Polizei später Fotos, die er beim Eingangsbereich des Hallenbades gemacht hatte. Zeugen bestätigten zudem, dass an jenem Morgen ein weisser Renault-Traffic-Kastenwagen mit spanischen Kennzeichen beim Hallenbad parkiert war. Unter welchen Umständen Ylenia gegen 9 Uhr 20 mitsamt ihrem Kickboard und Rucksack in den Laderaum des Fahrzeuges gelangte und entführt wurde, beobachtete niemand. Wo sich von Aesch danach mit dem Mädchen aufhielt, konnte nicht ermittelt werden.

Gegen 13 Uhr sah der 46-jährige Walter B. beim Hartmannsholz, einem Waldstück bei Oberbüren SG, den dort abgestellten Kastenwagen. Kurz darauf trat von Aesch aus dem Wald und verwickelte B. in ein belangloses Gespräch über Pilze. Plötzlich zog von Aesch einen Revolver hinter dem Rücken hervor und schoss auf B. Obwohl in der Bauchgegend verletzt, gelang es B. zu entkommen. Weitere Schüsse, die von Aesch auf den Flüchtenden abgab, verfehlten ihr Ziel. Auf der nahen Autobahn hielt eine Fahrzeuglenkerin an, die den Verletzten ins Spital brachte.

Kurz vor 20 Uhr wurde der Renault Traffic von der Polizei entdeckt: Der Wagen stand verlassen auf einer Waldstrasse im Billwilerwald bei Oberbüren. 120 Meter vom Fahrzeug entfernt wurde am folgenden Tag, dem 1. August 2007, die Leiche von Aesch's gefunden; er hatte sich mit einem Schuss in den Kopf umgebracht. Auf einer Abschiedsnotiz, die neben der Leiche lag, hatte er festgehalten, dass niemand anderer an seinem Tod beteiligt sei. Darüber, was mit Ylenia geschah oder wo sie sich aufhielt, erwähnte er nichts. Bei einem Wegkreuz unweit des Leichenfundortes wurden jedoch ihr Velohelm und ihr Rucksack gefunden. Darin befanden sich, sorgfältig zusammengelegt, ihre Kleider, auf denen später von Aesch's DNA nachgewiesen werden konnte.

In der Nacht auf den 2. August fand die Polizei im Hartmannsholz das mit Laub



Offene Fragen: Ylenia Lenhard, 5.



Von Aesch's Kastenwagen bei Oberbüren SG.

und Fallholz bedeckte Kickboard Ylenias sowie eine Schwanenhalsschaufel. Auf beiden Fundsachen konnte DNA von Urs Hans von Aesch nachgewiesen werden. Gleichentags wurden im Billwilerwald eine Flasche Nitroverdünner sowie eine Nestsäge sichergestellt. Die Ermittlungen ergaben, dass von Aesch den Nitroverdünner und die Schwanenhalsschaufel drei Wochen zuvor gekauft hatte.

Trotz intensiven Suchaktionen und über zweitausend bei der Kantonspolizei St. Gallen eingegangenen Hinweisen aus der Bevölkerung blieb Ylenia 47 Tage unauffindbar. Erst am 15. September 2007 fand eine Privatperson im Hartmannsholz die durch Wildtiere freigelegte Leiche des Mädchens; sie lag rund 60 Meter von jenem Ort entfernt, an dem von Aesch auf Walter B. geschossen hatte.

Pädophile Neigung

Die Untersuchungen am Institut für Rechtsmedizin St. Gallen ergaben, dass Ylenia an einer Vergiftung durch Toluol gestorben war. Dieses stark narkotisierende Lösungsmittel, ein Bestandteil von Nitroverdünner, fand sich in identischer Konzentration in der Flasche, die von Aesch gekauft hatte. Anhaltspunkte, dass Ylenia einer erheblichen Gewalteinwirkung ausgesetzt war, fanden sich nicht oder konnten infolge der langen Liegezeit der sterblichen Überreste nicht mehr festgestellt werden. Dies

schliesst nicht aus, dass ein sexueller Missbrauch, z.B. in Form von Berührungen, stattfand.

Was von Aesch mit Ylenia gemacht hat, bleibt so ungewiss wie sein Tatmotiv. Medienberichte, die im August 2007 besagten, er habe aus dem Internet Kinderpornos heruntergeladen und eine Kartei mit über tausend Fotos und Steckbriefen von Kindern geführt, entbehren jeder Grundlage. Der in seinem Haus in Spanien beschlagnahmte PC hatte keinen Internetzugang, und auf der Harddisk befand sich weder pädophiles noch pornografisches Bildmaterial.

Auf eine pädosexuelle Neigung von Aesch deuten jedoch Fotos hin, die anlässlich der polizeilichen Durchsuchung seines Hauses in Spanien sichergestellt wurden. Es sind Aufnahmen, die er vor allem am Strand von Benidorm gemacht hatte. Sie zeigen u.a. Nahaufnahmen eines Mädchens, das nur Bikinihöschen trägt. Bei einzelnen Fotos hatte er nachträglich explizit den Brust- bzw. Po-Bereich des Mädchens vergrössert. Weitere Hinweise pädosexuellen Inhalts fanden sich zudem in Aufzeichnungen, die von Aesch mittels englischer Stenoschrift in seinen Agenden festgehalten hatte. Ein Nachweis, dass er eine allenfalls vorhandene pädophile Neigung auch ausgelebt hatte, konnte jedoch nicht erbracht werden.

Urs das Certificate of Proficiency bestand. Seine täglichen Notizen hielt er fortan stenografisch fest. In englischer Sprache.

1963, nach der Rückkehr in die Schweiz, machte sich von Aesch selbständig. Er gründete einen Vertrieb für Kugelschreiber, auf denen Werbeaufdrucke angebracht werden konnten. Dank seinem Verkaufstalent lief das Geschäft wie geschmiert.

Tod des Bruders im Irrenhaus

Wie sein Bruder Paul verabscheute Urs alles, was mit Religion zu tun hatte. In seinen Briefen an Urs zog Paul mitunter schwer vom Leder: «Der Papst sagte kürzlich: «Lasst alle sich reichlich vermehren, auf dass recht viele Menschen am Bankett des Lebens teilnehmen können.» Mehr Dummheit und Engstirnigkeit kann man sich wirklich nicht vorstellen!»

In einem anderen Brief im Herbst 1965 brachte Paul jenes Thema zur Sprache, das Urs wie kein zweites verinnerlichte: die Sinnlosigkeit des Daseins. «Unsere Existenz», schrieb Paul, «ist das Produkt einer zwecklosen Evolution in der Natur. Der Egoismus ist die Voraussetzung des Überlebens. Im Alten Griechenland hat man die Schwachen getötet, heute pöppelt man sie auf und schimpft dann, wenn sie nicht reüssieren. Wie unwissend der Mensch im Allgemeinen ist, zeigt der Gottesgedanke: Es ist der simpelste Erklärungsversuch des Unbegreiflichen.»

Als der Umsatz seines Kugelschreiber-Vertriebs einbrach, gab von Aesch seine Selbständigkeit auf und nahm Anfang Dezember 1965 eine Stelle als kaufmännischer Angestellter in einer Zürcher Schirmfabrik an. Dort blieb er drei Monate und wechselte dann in eine Handelsfirma, die Fertigprodukte aus Edelstahl vertrieb.

Im September 1967 geriet das Weltbild des Urs Hans von Aesch aus den Fugen. Paul hatte sich in einem depressiven Anfall die Pulsadern aufgeschnitten und wurde ins Irrenhaus Burg-hölzli eingeliefert. Dort erfuhr er, dass ein solcher Suizid nur erfolgversprechend sei, wenn man ihn in einer wassergefüllten Badewanne ausführe. In einer solchen fanden ihn die Ärzte am nächsten Morgen tot auf. Der Ratschlag hatte sich als zutreffend erwiesen.

«Urs litt schwer unter Pauls Tod», erinnern sich Familienangehörige. «Es war, als ob sein Alter Ego gestorben wäre.» Als seine Mutter zwei Monate später ihren 60. Geburtstag feierte, schrieb ihr der trauernde Urs: «Wer viel leidet, lebt. Der Kampf und das Verderben sind Träger der Natur: Wer sie nicht kennt, hat die Tiefe der Evolution nicht begriffen; sie jedoch zu kennen, bedeutet Erhabenheit über den Schein des Menschen. Ich hoffe, die Zukunft werde dir etwas mehr Wärme bringen.» Im Geschenkpaket, dem der Brief beigelegt war, befand sich ein elektrischer Heizofen.

Im Frühling 1970 – er hatte inzwischen zweimal die Stelle gewechselt und arbeitete nun im Aussendienst einer Grossfirma für Bürobedarf – lernte von Aesch die Frau seines Lebens kennen. Auf ein Bekanntschaftsinserat, das er aufgegeben hatte, schrieb ihm eine 21-Jährige. Allein schon ihr Vorname weckte bei ihm Assoziationen mit dem erträumten «Leben im totalen Einklang mit der Natur»: Vreneli. Den eher unüblichen Taufnamen «Vreneli» hatte sie auf Wunsch ihrer Mutter erhalten, einer Heimwehschwweizerin, die mit ihrem ostdeutschen Ehemann in Thüringen lebte. Als die Tochter fünf Jahre alt war, zog die Familie nach Kaiserstuhl. Aus Vreneli wurde eine ausgezeichnete Schülerin, die später das Lehrerseminar ab-

schloss und in Koblenz unterrichtete. Das schlanke, verhalten wirkende Vreneli entsprach genau der Frau, die von Aesch gesucht hatte. Vreneli verliebte sich rasch in den adretten jungen Mann. «Er war sehr galant, und ich war beeindruckt von seinem Wissen», erinnert sie sich an ihre ersten Begegnungen. «Wir diskutierten stundenlang über seine Vorstellungen vom einfachen Leben in der Natur und wie er sich unsere Zukunft vorstellte.»

Auch seine Vergangenheit verschwieg er Vreneli (er nannte sie immer bei diesem Namen, für alle anderen hiess sie «Vreni») nicht. «Er bekannte freimütig, eine Strafe verbüsst

Das schlanke, verhalten wirkende Vreneli entsprach genau der Frau, die von Aesch gesucht hatte.

zu haben», sagt sie. «Die Zeit im Zuchthaus, meinte er oft, habe sein Leben zerstört und einen verbitterten Menschen aus ihm gemacht. Aber auch am Selbstmord seines Bruders trug er schwer; zeitlebens fühlte er sich an Pauls Tod mitschuldig.»

«Schönheit des Sexuallebens»

Im Gegensatz zu Vreni hatte Urs bereits sexuelle Erfahrungen gemacht. Er erzählte ihr, dass er eine Freundin gehabt habe, die, obwohl noch im Bereich des Schutzalters stehend, sexuell sehr dominant gewesen sei. Es sei ihm einfach zu viel geworden, und abgesehen davon wolle er sich auch in sexueller Hinsicht nichts befehlen lassen. «Deshalb», so Vreni von Aesch, «hatte er eine unerfahrene Frau wie mich gesucht, der er die Schönheit des Sexuallebens beibringen konnte – und nicht umgekehrt.»



Erklärungen für alle Sinnfragen: Urs Hans mit Schwester Marlies und Bruder Paul, zirka 1943.



Geistige Nahrung: als Schachspieler, 1987.

Im Herbst 1970 machte sich von Aesch wieder selbständig und eröffnete mit einem Partner einen Agenturbetrieb für Bürobedarf. Zum Verkaufsrenner wurde ein Karteisystem, das er entwickelt hatte. Doch trotz des geschäftlichen Erfolgs hinterfragte er immer wieder sein Dasein. In selbstquälerischer Prosa hielt er fest: «Immer bist du nur allein, mit deiner Welt in dir. Was aussen ist, bleibt fern. Du schaust es an, verstehst es nicht. Es bleibt dir fremd.»

1976 heiratete Urs sein Vreneli. Bereits einige Monate vor der Hochzeit hatten sie im thurgauischen Iselisberg ein Einfamilienhaus gekauft. Das Glück schien vollkommen, hätte da nicht eine Bedingung des Bräutigams im Raum gestanden: keine Kinder! «Urs war der Überzeugung», so Vreni von Aesch, «dass man kein Recht darauf habe, Kinder in diese Welt zu setzen. Seinen Eltern hatte er die <Verantwortungslosigkeit> nie verziehen, ihn mitten im Zweiten Weltkrieg gezeugt und auf die Welt gestellt zu haben.»

Vreni beugte sich seinem Willen, doch den Kinderwunsch liess sie sich nie ganz ausreden. Nach fünf Jahren einigten sie sich schliesslich darauf, für eine beschränkte Zeit zwei Pflegekinder aufzunehmen, «weil die», wie er sagte, «nichts dafür können, dass sie schon auf der Welt sind». Im Herbst 1981 stiessen die dreijährige Luzia* und die sechsjährige Sandra*, ein Geschwisterpaar, für zweieinhalb Jahre zum Ehepaar von Aesch. «Die Mädchen waren glücklich bei uns und wären am liebsten für immer bei uns geblieben», erinnert sich Vreni von Aesch. «Urs war ihnen ein liebevoller Vater, und sie vertrauten ihm total. Er brauchte sie nie zu etwas zu überreden.»

Zu von Aesch's bizarrer Ansicht bezüglich eigener Nachkommen gesellte sich Ende der siebziger Jahre eine weitere Manie. Es war Just

Vreni beugte sich seinem Willen, doch den Kinderwunsch liess sie sich nie ganz ausreden.

Jaekins Film «Histoire d'O», der seinem misanthropischen Weltbild ein Thema der besonderen Art implantierte: die sexuelle Unterwerfung der Frau. Nachdem er den Film gesehen hatte, beschaffte er sich einschlägige Literatur wie Nancy Fridays Studie «Die sexuellen Fantasien der Frauen» und verinnerlichte die Behauptung, wonach «die zweithäufigste Fantasie der Frauen die sexuelle Überwältigung oder Unterwerfung» sei. «Grenzen überschreiten, Tabus brechen, Inszenierungen schaffen und eine Erotik der Verlockung, der Verweigerung und Überwältigung», las er da, sei der Wunsch vieler Frauen. Aber die Autorin warnte auch: «Diese Fantasien auszuleben, kann Sie in eine gefährliche Situation bringen!»

«Das Thema faszinierte ihn», sagt Vreni von Aesch, und dass sie seine Meinung nicht un-



Bedingung: keine Kinder! Urs Hans und Vreneli von Aesch, 1981.

bedingt teilte, akzeptierte er. Seine intimsten Gedanken verriet er ihr ohnehin nicht, vielmehr hielt er diese in seinen Agenden schriftlich fest – in englischer Sprache und per Stenoschrift, die sie nicht lesen konnte. Darunter auch Fantasien, in denen kleine Mädchen eine Rolle spielten.

Zu welch emotionalen Ausbrüchen ihr Ehemann fähig war, erlebte Vreni von Aesch im Mai 1983. Wegen Provisionszahlungen hatte er sich mit seinem Geschäftspartner überworfen und zu Hause gedroht: «Ich bringe ihn um und dann mich!» Es war das erste Mal, dass er in ihrer Gegenwart von Selbstmord sprach. «Er war derart verzweifelt, dass ich Angst hatte, er würde es tun», erinnert sie sich. Es war eine Angst, die ihr späteres Leben wie ein Schatten begleiten sollte.

In der Folge gab von Aesch seine Selbständigkeit auf und liess sich als Vertreter anstellen. Bis 1989 wechselte er in dieser Eigenschaft sechsmal die Stelle. Bis zu diesem Zeitpunkt waren in den achtziger Jahren in verschiedenen Kantonen zahlreiche Kinder am heiterhellen Tag entführt worden. Einige wurden ermordet aufgefunden, andere blieben verschwunden. Elf Fälle sind bis heute ungeklärt. In zwei davon wurden die Leichen der Kinder (die achtjährige Rebecca Bieri aus Gettnau LU und die sechsjährige Loredana Mancini aus Spreitenbach AG) wie Ylenia Lenhard im Wald verscharrt.

Urs Hans von Aesch bereiste in jenen Jahren für seine Arbeitgeber praktisch die ganze Schweiz. Er verkaufte Büroartikel, Fahnen, Berufskleidungen und Reisechecks. «Er war der geborene Verkäufer», erinnert sich ein damaliger Grosskunde, «redegewandt und stets freundlich.» Mit Vorgesetzten hingegen tat er

sich schwer: «Urs liess sich nichts vorschreiben», sagt ein ehemaliger Arbeitskollege. «Er wollte immer das letzte Wort haben. Und mit seiner ewigen Phrasendrescherei über die Dekadenz der Gesellschaft konnte er einem furchtbar auf die Nerven gehen.»

Paradiesische Zustände in Spanien

Die Osterferien 1989 verbrachten die von Aesch's in Spanien. Der Entschluss, an die Costa Blanca auszuwandern, war bald gefasst. Hier kosteten Liegenschaften mit Umschwung einen Bruchteil von denen in der Schweiz, Land und Leute versprachen paradiesische Zustände, und die Lebenskosten waren tief. Ein geeignetes Objekt fanden sie im hügeligen Hinterland von Benidorm. Ausserhalb des Dorfes Benimantell stand die «Altet del Canonche» (Mönchshöhe) zum Verkauf; ein zur Finca umgebauter ehemaliger Eselstall, samt 18 000 Quadratmetern steil abfallendem Land. Wenn sie ihr Haus in Iselisberg gut verkaufen, rechnete er vor, liesse sich hier der Traum vom «Leben im totalen Einklang mit der Natur» verwirklichen.

Das Haus in Iselisberg war schnell verkauft, und der Erlös entsprach ihren Vorstellungen. Nach Rückzahlung der Hypotheken und dem Kauf der Finca verblieben rund 300 000 Franken. Das musste reichen, bis Urs Hans von Aesch im Jahr 2005 seine AHV-Pension erhielt. Im August 1990 übersiedelten sie nach Spanien. Zurück liessen sie nur Vreneli's Schmuck. Von Aesch deponierte die Wertsachen im Safe Nr. 6 der Thurgauer Kantonalbank in Frauenfeld – zusammen mit seinem 38er-Revolver der Marke Smith & Wesson.

In Spanien strukturierte Urs Hans von Aesch seinen Lebensalltag planmässig um. Am Abend

Familie

Quälendste aller Fragen

Eltern, die ein Kind durch ein Gewaltverbrechen verlieren, leiden ein Leben lang. *Von Peter Holenstein*

«Warum musstest du schon sterben?», fragte Charlotte Lenhard in der Todesanzeige für ihre fünfjährige Tochter Ylenia. Warum? – Es ist die quälendste aller Fragen, die sich Eltern stellen, die wegen eines Gewaltverbrechens ein Kind verloren haben. Kein Tag vergeht für sie, ohne in irgendeiner Form an das Unfassbare erinnert zu werden. Ein Leben lang. Die Suche nach einer Antwort auf die Frage nach dem Warum wird Teil des eigenen Daseins, das fortan nie mehr ist, wie es einmal war.

Welche Konsequenzen die psychische Belastung und die individuelle Auseinandersetzung mit dem Unbegreiflichen für betroffene Eltern mitunter haben, zeigen die Fälle der einundzwanzig Kindermorde, die sich zwischen 1980 und 1989 in der Schweiz ereigneten und von denen bis heute nur deren zehn geklärt werden konnten. Die meisten Ehen zerbrachen und wurden geschieden. Es gibt Väter, die im Alkohol zu vergessen suchten, und Mütter, die ihre Tage und Nächte bis heute nicht ohne Psychopharmaka überstehen. In einem Fall wurde der Leidensdruck für die Eltern derart unerträglich, dass sie freiwillig aus dem Leben schieden.

Der Leidensdruck kann sich ins Unermessliche steigern, wenn das entführte Kind unauffindbar bleibt. Denn die Hoff-

nung, dass es noch lebt, stirbt nie und geht einher mit der quälenden Frage, was es wohl erleiden musste oder immer noch muss. Es gibt Eltern, die das Zimmer ihres verschwundenen Kindes bis heute in demselben Zustand belassen, wie es am Tag war, als es nicht mehr heimkehrte. Der Papagei im Kinderzimmer ist inzwischen verstorben und sitzt ausgestopft im Käfig.

Die Fragen, wer der Täter und was sein Tatmotiv war, sind für Eltern, die einen derartigen Schicksalsschlag zu verarbeiten haben, von zentraler Bedeutung. Denn nur die Antworten darauf können Auskunft geben, was wirklich geschah. «Weiss man das nicht», sagt eine betroffene Mutter, «denkt man immer wieder darüber nach, unter welchen Umständen das Kind sterben und wie lange es leiden musste. Mit dieser Ungewissheit leben zu müssen, ist oft fast nicht auszuhalten.»

Im Fall der am 31. Juli 2007 in Appenzell entführten und getöteten Ylenia Lenhard steht zwar der Täter fest, doch infolge seines Suizids bleibt sein Motiv ein Rätsel. Die Frage von Ylenias Mutter, warum ihr Kind sterben musste, wird deshalb nie beantwortet werden können. «Denn sie stösst», sagt der St. Galler Staatsanwalt Christoph Ill, «in eine unendliche Sinnlosigkeit, die sich gedanklich nicht fassen lässt.»

las er bis spät nach Mitternacht in den Werken berühmter Philosophen und Schriftsteller, schlief dann bis acht und hörte sich nach dem Aufstehen täglich Mozarts Requiem an. Der Rest des Tages galt der Hühnerzucht, der Arbeit auf dem Land und dem Erstellen von Listen und Statistiken. Beispielsweise darüber, wie viele Baumarten er gepflanzt oder wie viele braune und weisse Eier die Hühner täglich gelegt hatten. Und in seitenlangen Listen hielt er fest, welche natürlichen Lebensmittel sich mit seiner oder Vrenelis Blutgruppe vertrugen. Darüber hinaus schrieb er unzählige Briefe. Geradezu einem neurotischen Zwang folgend, liess er seine Verwandten und Bekannten wissen, dass er seinen Traum vom selbstlosen Bauerndasein verwirklicht hatte und nun von niemandem mehr abhängig war.

Heile Welt

In viele seiner Briefe liess er Sätze aus Büchern einfließen, die den Eindruck erweckten, die Muse der Erkenntnis habe ihn endgültig erleuchtet. «Es ist notwendig, die Kinder vor ihren Eltern zu schützen», orakelte er, George Bernard Shaw ungenannt zitierend, oder: «Bevor man das Leben über sich ergehen lässt, sollte man sich narkotisieren lassen», den Zyniker Karl Kraus.

Dauerthemen waren die dekadente Menschheit, «die sich unsinnig schnell vermehrt und im Begriff ist, die Tier- und Pflanzenwelt zu zerstören», und seine Erkenntnis, «dass nur die Verhütung des Lebens Befriedigung bringt». Einem Freund in Winterthur schrieb er im August 1991, welches Überlebensrezept er sich verschrieben hatte: «Wenn man so spinnt wie ich, findet man vielleicht einen individuellen Weg, wie ich ihn hier in Spanien gehe: eine eigene heile Welt aufbauen und sich gegen die fruchtbare Meute möglichst abschirmen.»

Einem Bekannten, der ihn in einem Brief auf die Existenz Gottes hinwies, antwortete er: «Weder die Bibel noch andere religiöse Schöpfungen werden die Menschheit vor dem Ersticken im eigenen Dreck retten können. Die im Menschen ruhenden tierischen Aggressionen werden nicht zu bändigen sein. Ob ich durch eigene Hand mein Leben beende oder warte, bis die paar Jährchen vorbei sind, spielt in der Ewigkeit keine Rolle. Falls ich einmal wegen widriger Lebensumstände die Kraft zum Schlussmachen habe, umso besser. Durch reinen Willensakt und ohne widrige Umstände hat es noch keiner geschafft.»

Sätze, die einer Vorahnung gleich Ereignisse andeuten, die bei Urs Hans von Aesch's letzter Reise in die Schweiz im Sommer 2007 furchtbare Wirklichkeit werden sollten.

* Alle Namen geändert

Nächste Woche: Vom Traum zum Alptraum: Ein Ende mit Schrecken und ein exklusives Interview mit Vreni von Aesch.



«Unendliche Sinnlosigkeit»: Trauerfeier für Ylenia.

Das Unternehmen Lara Gut

Die junge Tessinerin Lara Gut macht sich auf, die Skiwelt zu erobern. Hinter ihren Erfolgen steht nicht der Schweizer Skiverband, sondern ein Familienbetrieb, der mittlerweile auf die Grösse eines KMU gewachsen ist. *Von Andreas Kunz*



Das Naturtalent und sein Coach, Manager, Lehrer und Medienchef: Lara Gut und Vater Pauli an der Ski-Weltmeisterschaft.

Vor ihrem wichtigsten Rennen schäkert sie im Starthaus mit den Zeitmessern, im Fahrtwind auf der steilen Piste jauchzt sie laut heraus, und bei den Interviews im Zielraum riskiert sie kecke Sprüche («Steil ist geil»). Lara Gut symbolisiert die neue Glückseligkeit im Schweizer Skisport. Zwei Silbermedaillen und einen derart unverschämten Auftritt an der Ski-WM in Val d'Isère hatte niemand vom siebzehnjährigen Teenager erwartet.

Ausser vielleicht Vater Pauli. In weiser Voraussicht liess sich der Berufsschullehrer im vergangenen Herbst für ein Jahr beurlauben. Er hatte wohl gespürt, dass der Durchbruch seiner Tochter kurz bevorstand. 2008 sorgte sie bereits bei ihrer ersten Weltcup-Abfahrt in St. Moritz für Aufsehen, stürzte Kopf voran durchs Ziel – und wurde Dritte. Ein Jahr danach ist die Tessinerin endgültig an der Weltspitze angekommen.

Es ist der Erfolg eines kleinen Familienunternehmens mit einem bodenständigen Naturtalent als Tochter. Pauli Gut ist nicht nur Laras Vater, sondern auch ihr Coach, Manager, Lehrer und Medienchef. Seit fünfzehn Jahren organisiert er die Trainings und unterstützt sie an den Wettkämpfen. Der ehemalige Rennläufer erkannte früh Laras Potenzial – und ihr Bedürfnis nach einer individuellen Betreuung.

In den Fusstapfen von Bode Miller

Er liess die Tochter nicht ins Kader des Schweizerischen Skiverbands Swiss Ski, sondern gründete ein eigenes Team, das mit einem Umsatz von gut 500 000 Franken auf die Grösse eines KMU angewachsen ist. Mit dem Alleingang treten die Guts in die Fusstapfen legendärer Skifahrer wie Marc Girardelli, Alberto Tomba, Bode Miller oder der Geschwister Kostelic. Sie alle hatten sich von ihren Natio-

nalteams gelöst und in der Folge den Weltcup dominiert.

Besondere Talente brauchen besondere Bedingungen, und sensible Athleten ein Umfeld, dem sie vorbehaltlos vertrauen. Obwohl der Vater überall die Fäden zieht, ist das letzte Wort im Unternehmen Gut für Tochter Lara reserviert («Ich bin der Chef»). Neben Vater Pauli und Mutter Gabriella, die als Turnlehrerin noch fünfzig Prozent arbeitet, amtiert Paulis Jugendfreund Mauro Pini als Cheftrainer, Patrick Flaction ist für die Kondition zuständig, Physiotherapeutin Norma Tipaldi sorgt für Laras Erholung, und Servicemann Barnaba Greppi für die schnellen Ski. Die sechsköpfige «Squadra Lara» wohnt an den Rennen zwar im gleichen Hotel wie das Nationalteam und trägt die Kleider des offiziellen Ausrüsters, verfolgt ansonsten aber einen ganz anderen Plan als der Rest des Verbandes.

Sport

Sie kam und siegte

Warum sind Privatteams erfolgreicher als Verbände?

Von Mario Widmer

Siesei, heisst es, das Produkt eines Familienunternehmens. Papa Pauli zieht allein die Fäden. Kein Verband behindert die Entwicklung. Und schon strahlt ein neuer Superstar in seine millionenschwere Zukunft. Wie einst bei Melanie Molitor und Martina Hingis.

Wenn das so einfach wäre! Wir hätten nur noch Sieger/-innen und keine Verlierer/-innen mehr. Der Sport wäre zu Ende.

Die Frage heisst, politisch völlig unkorrekt: Wie macht man Siegerinnen und Sieger? Und die Antwort ist sehr, sehr einfach: Es gibt kein Rezept mit einer Garantie.

Und doch gibt es im Spitzensport zwei Garantien: Wer seinen Weg nicht konsequent geht, hat keine Chance! Auf dem Weg zu Gold und Geld gibt es im Sport viele, viele kleine politische Unkorrektheiten.

Wegen dieser zwei Garantien hat das Privatteam beim *making of a superstar* eine bessere Chance. Es kann seine kleinen politischen Unkorrektheiten auf dem Weg zum Erfolg unter Verschluss halten.

Dies ist der Grund für die Vorteile von Siegerinnen wie Martina Hingis oder Lara Gut. Das Privatteam kann konsequent auf sie eingehen. Von morgens bis abends. Und noch wichtiger in der Pubertät: von abends bis morgens.

Bei Verbänden ist dies anders. Zuerst kommt der Verband. Dann kommen die Strukturen. Dann die Kompetenz, besser vielleicht, der Streit um die Kompetenzen. Das persönliche Interesse der Funktionäre auf dem beschwerlichen Weg zur Suite im Luxushotel an den nächsten Olympischen Spielen, das Budget, die Abteilungen, das Geltungsbedürfnis der Physiologen, Psychologen, Motivatoren, Trainer, Schlafberater sowie das allgemeine Marketing, dessen erstes Ziel es ist, den Anschein der politischen Korrektheit durch all die kleinen menschlichen Probleme zu wahren. Und dann, ganz am Ende, geht es um die Sportlerinnen und Sportler.

Klar, auch dieser Weg hat seine Vorteile: Sportlerinnen und Sportler, die es trotz all dieser zusätzlichen Probleme an die Spitze schaffen, verfügen über jene dicke Haut, die es braucht, um an der Spitze zu bleiben.

Mario Widmer ist der Manager von Martina Hingis und Lebenspartner von Melanie Molitor.

Der Weg der Guts ist eigenwillig, mutig und gekennzeichnet von wohl dosiertem Ehrgeiz. Wichtiger als der schnelle Erfolg, der nun unverhofft früh eingetreten ist, war dem Team die kontinuierliche Entwicklung seines Schützlings. Noch zu Beginn der Saison sagte Vater Pauli, es gehe erst mal darum, Erfahrungen zu sammeln und die verschiedenen Pisten kennenzulernen. Um allfälligen Stress zu vermeiden, verschwand die Familie nach den ersten Rennen sogar für eine Woche in die Ferien nach Ägypten.

Bereits in den Sommertrainings hatte Gut alleine trainiert – oder mit der Konkurrenz aus Österreich, Italien oder Norwegen. Als die Schweizer Nationalmannschaft für mehrere Wochen ins Trainingslager in die südliche Hemisphäre reiste, strampelte sie sich alleine durch einen fünfwöchigen Konditionsblock und trainierte anschliessend auf den Gletschern von Zermatt und Saas Fee, wo sie die Pisten mit den italienischen Top-Fahrern Giorgio Rocca und Massimiliano Bardone teilte.

Nicht nur die beiden Italiener versorgen ihre Schweizer Kollegin mit Tipps. Dank ihrer offenen Art punktet Gut auch bei direkten Konkurrentinnen wie der Österreicherin Renate Götschl, der dominierenden Rennfahrerin der vergangenen Jahre, mit der sie jeweils vor den Wettkämpfen die Piste besichtigt. «Ich beneide sie», sagte Götschl in Val d'Isère und meinte damit nicht Guts zwei Medaillen, sondern ihre Möglichkeiten in einem Umfeld, von dem andere Skifahrerinnen bestenfalls träumen.

Strapaziertes Sparkonto

Fast wäre das Projekt allerdings schiefgegangen. Lange hatte die Familie die Kosten des Alleingangs unterschätzt. Beschäftigt mit den vielen Trainings und der schnellen Entwicklung ihrer Lara, strapazierten die Guts lieber ihr privates Sparkonto, statt sich auf Sponsorsuche zu machen. Für die finanzielle Erlösung sorgte die Raiffeisenbank, die als Kopfsponsor dem Unternehmen Gut jährlich geschätzte 200 000 Franken überweist. Einen weiteren Zustupf erhält das Team von diversen anderen Sponsoren sowie dem österreichischen Skihersteller Atomic, der Lara Gut den Servicemann bezahlt und sich mit einem zusätzlichen Betrag ihr natürliches Lächeln und ihre roten Backen für die Werbung sichert. Unterstützung erhält Gut aber auch vom Verband. Für die Trainings und Rennen zahlt Swiss Ski eine Spesenentschädigung, die exakt jenem Betrag entspricht, den die Fahrerin erhalten würde, wenn sie im normalen Team unterwegs wäre.

Die arrivierten Schweizer Fahrerinnen, die bis zu dreizehn Jahre älter sind als Gut, mussten sich an die vielen Freiheiten des jungen Talents zuerst gewöhnen. Zwar funktioniert die Zusammenarbeit der beiden Trainerstäbe ein-

wandfrei. Guts Trainer Pini hilft den Konkurrentinnen im Schweizer Team ebenso, wie die Verbandstrainer Lara Gut unterstützen. In Val d'Isère wirkten die Teamkolleginnen durch die Erfolge der Aussenseiterin aber eher blockiert als motiviert. Zu einer künftigen Entspannung wenig beigetragen haben auch Guts frische Art und hübsche Erscheinung, mit der sie zum Liebling der internationalen Medienschar geworden ist.

Bald kommt der Bruder

Plötzlich erlebte der Teenager eine VIP-Behandlung, lief herum mit einer Kamera im Nacken, sass in der Pressekonferenz in der ersten Reihe – und beantwortete die Fragen mit der ihr eigenen Unbekümmertheit in Deutsch, Englisch, Französisch und Italienisch. Trotz ihrer Sonderrolle kann der Verband vom Auftritt und von den Erfolgen der jungen Tessinerin nur profitieren. Lara Gut startet für die Schweiz und wird international so wahrgenommen. Swiss-Ski-Direktor Hansruedi Laich sagte in einem Interview mit dem *St. Galler Tagblatt*: «Wenn eine solche Lösung nicht möglich ist, machen wir etwas falsch. Unter den Gleichaltrigen war Lara Gut zu stark und nach oben der Altersunterschied zu gross.»

Wenn ein Alleingang derart erfolgreich ist, warum lässt der Skiverband seinen Fahrerinnen nicht die gleichen Freiheiten wie das Unternehmen Gut ihrer Tochter Lara? Wäre es nicht möglich, das Modell einfach zu kopieren? Die Sache ist komplizierter, wie Hansruedi Laich sagt: «Der Verband strebt keine individuellen Lösungen an. Den Sponsoren steht ein Budget zur Verfügung. Wenn sie die Gelder direkt einzelnen Gruppen oder Sportlern zur Verfügung stellten, steht der Verband abseits und verliert Gelder für den Aufbau.» Ausserdem stehe die junge Gut unter grossem Druck, weil im Konstrukt viel von ihren Leistungen hänge.

Tatsächlich trägt die Familie das gesamte Risiko ihres Unternehmens. Hätte sich die Tochter vor der Saison verletzt, wäre ihr Vater, der ehemalige Lehrer, wohl in die Bredouille geraten. Es dürfe nicht vergessen gehen, dass der Alleingang nicht so einfach ist, wie es scheinen mag, betonen die Guts bei jeder Gelegenheit. Von einem erhöhten Druck möchten sie allerdings nichts wissen. Denn durch die Eigenfinanzierung seien sie nur sich selbst gegenüber verantwortlich.

Das Unternehmen Gut floriert und plant darum bereits die Lancierung ihres nächsten Produkts. Laras jüngerer Bruder Jan, 14, soll noch talentierter sein als die Schwester. Es wäre ein weiterer Erfolg für Vater Pauli, der Jan auch unterstützte und für ihn Schanzen baute, als dieser noch Ski-Freestyler werden wollte. Die Vorgabe der grossen Schwester soll ihn nun aber zum alpinen Rennsport bewegen haben. ○

Brad gegen Sean und Mickey? Leo!

Am Sonntag werden die Oscars verliehen. Unsere Reporterin in Los Angeles über verdient und unverdient gepriesene Schauspieler und solche, die man gerne preisen würde. *Von Beatrice Schlag*

Brad Pitt (♫) — Niemand sagt, Brad Pitt sei ein schlechter Schauspieler. Er ist kein Ausnahmetalent, aber seine Schönheit machte das jahrelang mehr als wett. Inzwischen ist es unmöglich, ihm im Kino zuzusehen, ohne an den Brangelina-Zirkus zu denken. Und leider ist Pitt in «The Curious Case of Benjamin Button», der rätselhafterweise für 13 Oscars nominiert ist, der Schwächste im Ensemble. Das setzt einem zu bei einer Länge von 167 Minuten, in denen er fast in jeder Szene zu sehen ist. Es ist nicht nur seine Schuld. Der Film funktioniert nicht, weil Pitts Figur so dürftig mit Emotionen und IQ ausgestattet ist wie «Forest Gump», obwohl Benjamin Button geistig nicht behindert ist. Dagegen kann kein Schauspieler an. Aber mit einem Zauberer wie Robert Downey Jr. in der Hauptrolle wäre es weniger aufgefallen.

Jennifer Lopez (→) — Sie ist das weibliche Gegenstück zu Brad Pitt: mindestens ebenso präsent als Sexfantasie und Klatschobjekt wie als gute, aber nicht grosse Schauspielerin und Sängerin. Sie war fast immer klug genug, in federleichten Filmen zu spielen, in denen ihre Rolle mit all dem, was wir sonst von ihr zu wissen glauben, nicht in Konflikt kam. «Out of Sight» mit George Clooney oder «The Wedding Planner» mit Matthew McConaughey waren pures Vergnügen. Sie gaben keinen Anlass für tiefe Gespräche. Aber man will nicht immer tiefgründig sprechen, wenn man aus dem Kino kommt. Manchmal will man nur neunzig Minuten lang Jennifer Lopez zusehen. Das ist eine Vermisstmeldung.

Leonardo DiCaprio (↑) — Was in aller Welt hat sich die Academy dabei gedacht, Brad Pitt für einen Oscar als besten Hauptdarsteller zu nominieren und Leonardo DiCaprio zu übergehen? Seine rettungslose Verzweiflung in «Revolutionary Road», wenn Alltag, Familie, Ehe, sein ganzer properer Lebensentwurf zerbersten, ohne dass er irgendetwas von den Gründen versteht, ist in ihrer Radikalität fast nicht mitanzusehen.

Anne Hathaway (↑) — Die meisten sahen sie erstmals in «The Devil Wears Prada», und viele mochten sie nicht, weil ihre Rolle ernsthaft nervte. Lackierte Kosmetikwerbung und Modelauftritte in Frauenzeitschriften machten sie nicht zwingend beliebter. Dass ihre grosse Liebe, ein italienischer Finanzbetrüger, im letzten Frühling im Gefängnis landete, erregte

begrenztes Mitgefühl. Aber, und das müssen Sie einfach glauben, weil der Film in Europa noch nicht zu sehen ist: Was Anne Hathaway als egozentrischer, unglücklicher und gelegentlich irrekomischer Ex-Junkie Kym in «Rachels Hochzeit» zeigt, läuft einem nach. Kym's Begegnungen mit ihrer eisigen Mutter (Debra Winger endlich wieder einmal, in einer winzigen, unvergesslichen Rolle) wecken in jeder Tochter mit Mutterproblemen das dringende Bedürfnis nach einem Schnaps. Regisseur ist Jonathan Demme, der seit «Silence of the Lambs» keine Empfehlung mehr braucht.

Sean Penn (♫) — «Ich hab ihm seine Darstellung nicht abgekauft», sagte Mickey Rourke über Sean Penns Rolle als schwuler Politiker Harvey Milk, die mit einer Oscar-Nominierung ausgezeichnet wurde. Es ist das Urteil eines Konkurrenten – Rourke ist ebenfalls nominiert –, aber das macht es noch nicht falsch. Penn schwankt seit Jahren zwischen beeindruckenden Leistungen («Before Night Falls», «21 Grams») und eitlen Pomp («I Am Sam», «Mystic River»), und «Milk» ist deutlich auf der pompösen Seite. So etwas mag die Academy, zumal da der mutige, schwule Politiker ermordet wird und der Mord unter Homosexuellen eine Protestbewegung auslöst. Es wäre, wie so oft, ein Oscar für eine gute Sache. Keiner für Sean Penn.

Mickey Rourke (↑) — Was die Academy genauso liebt wie Oscars für eine gute Sache, sind Oscars für Gefallene, die sich wieder aufge-

Was die Academy genauso liebt wie Oscars für eine gute Sache, sind Oscars für Gefallene.

rappelt haben. Nach Filmfolgen wie «9½ Wochen», «Angel Heart» und «Barfly» wollte Mickey Rourke seine mit 21 wegen Gehirnerschütterungen abgebrochene Boxerkarriere wiederaufnehmen, «weil ich mich als Schauspieler nicht respektieren konnte». Da war er 39. Als er fünf Jahre später nach Hollywood zurückkehrte, war sein Gesicht mit den schlecht operierten und vernarbten Verletzungen kaum wiederzuerkennen. Jetzt spielt er in «The Wrestler» ziemlich genau seine Geschichte nach, einen zu alten, vernarbten Kämpfer, der seine letzte Chance erhält. Und man sitzt im Kino und ist nicht immer sicher, ob der Mann, der auf der Leinwand verdroschen wird, der Wrest-

ler oder der ehemalige Boxer ist. «Sobald der Gong ertönt», sagt Mickey Rourke, «muss man alles geben, sonst bekommt man Probleme. Oder ist beim Film nur Mittelmaß.» Den Golden Globe als bester Hauptdarsteller hat er bereits bekommen und dankte in seiner Rede nicht nur Produzenten, Regisseur und Kollegen, sondern auch seinen verstorbenen und noch lebenden Hunden, «denn wenn ein Mann allein ist, hat er manchmal nur noch seinen Hund». Dringender Oscar-Verdacht.

Kevin Bacon (↗) — Er, nicht Sean Penn, hätte für «Mystic River» einen Oscar gewinnen müs-

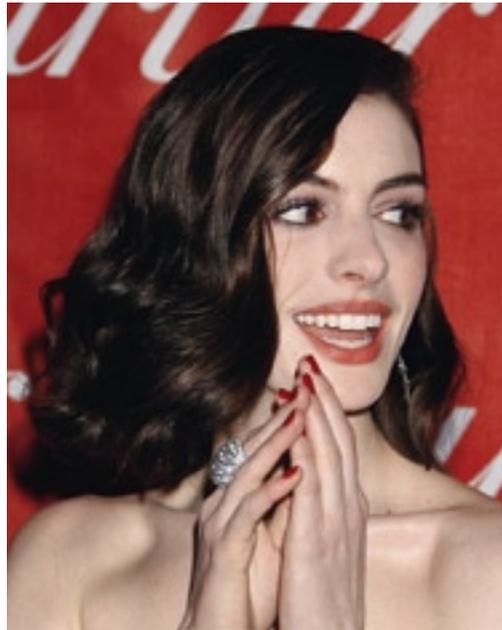
Kevin Bacon, nicht Sean Penn, hätte für «Mystic River» einen Oscar gewinnen müssen.

sen, wenn die Filmwelt gerecht wäre. Aber Bacon, dessen nicht mehr junges Jungengesicht im Gegensatz zu seinem Namen aus vielen Filmen vertraut ist («Flatliners», «A Few Good Men», «Apollo 13»), tendiert meist zu leisen Rollen und sparsamen Gesten, wie in «Frost/Nixon», wo er den nach Watergate zurückgetretenen Präsidenten, auf den nun fast jeder hinuntersieht, mit liebevollster Diskretion umsorgt. Gar nicht leise war Bacon in dem Tanzfilm «Footlose», mit dem er vor 25 in den USA berühmt wurde, und legendär ist seine im Internet zu findende Selbstparodie in «Will & Grace», wo er mit Will 18 Jahre später zu «Footlose» durchs Wohnzimmer schwof. Bacon führt häufig Regie in der TV-Serie «The Closer», mit deren Hauptdarstellerin Kyra Sedgwick er verheiratet ist. Sein Rezept für eine langjährige Ehe hat zwar nichts mit Oscars zu tun, ist aber zu gut zum Weglassen: «Saubere Kräche, schmutzigen Sex.»

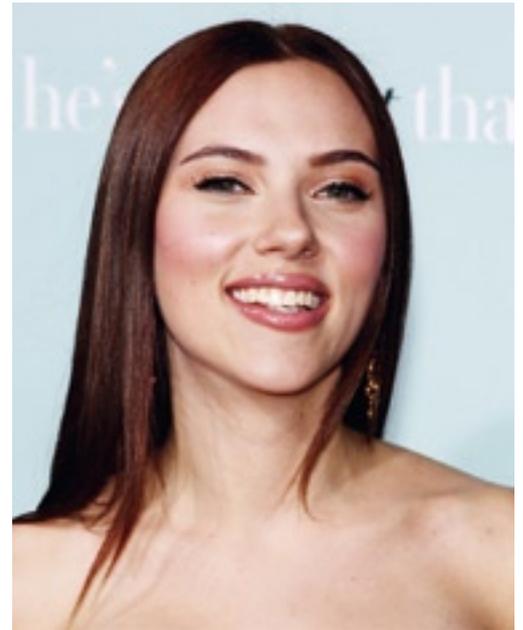
Frank Langella (↑) — Selbst wer sich an seine Rolle als CBS-Chef in «Good Night, and Good Luck» erinnert, erkennt den weisshaarigen Schauspieler mit den italienischen Gesichtszügen als Richard Nixon in «Frost/Nixon» nicht wieder. Zum ersten Mal in seiner Karriere, sagt der 71-Jährige, der in den USA vor allem als Theaterschauspieler berühmt ist, habe er während der gesamten Dreharbeiten nie seine Rolle abgelegt und sich als «Mr. President» anreden lassen, «weil ich sonst die Einschüchterung nicht gespürt hätte, die die Leute in Gegenwart eines Präsidenten empfinden». Aber Langella vermittelt neben Machtbewusstsein



Vernarbter Kämpfe: Mickey Rourke.



Geplagter Ex-Junkie: Anne Hathaway.



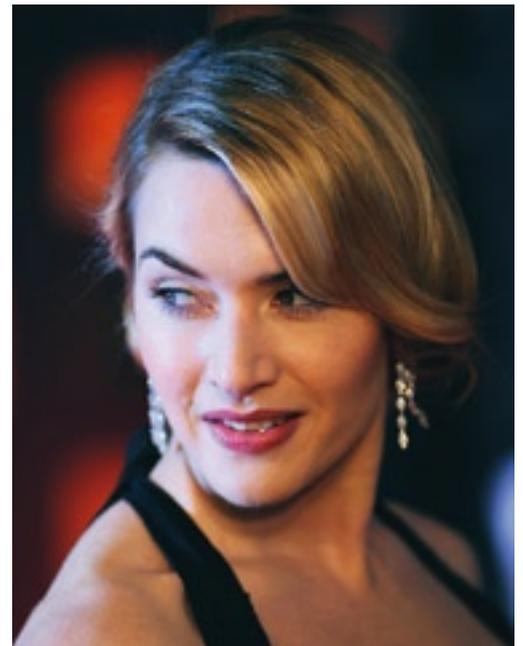
Wie ein frischer Pfirsich: Scarlett Johansson.



Brangelina-Zirkus: Brad Pitt.



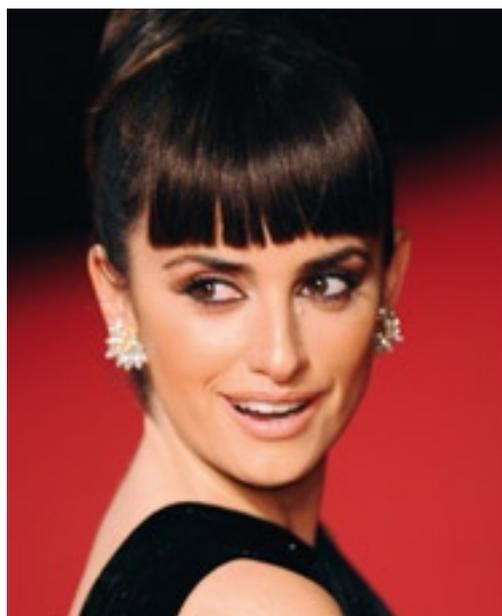
Bebrillter Waldschrat: Joaquin Phoenix.



Schreckliche Dankesreden: Kate Winslet.



Feine Nase: George Clooney.



Schöne Spitze: Penélope Cruz.



Hang zu Pomp: Sean Penn.

etwas viel Berührenderes: das Leiden eines Verachteten, der seine Verfehlungen eingestehen möchte und nicht kann. Keine Sekunde lang verkommt dieser Nixon während der Interviews mit Showmaster David Frost zur Karikatur. Wer sein Urteil über «Tricky Dick» nach Watergate ein für allemal gefällt hat, braucht sich «Frost/Nixon» nicht anzusehen. Alle ändern: so schnell wie möglich hin.

George Clooney (↑) — Seine Instinktsicherheit ist beeindruckend. Im letzten Jahr war er in zwei Filmen zu sehen, «Leatherheads» und «Burn After Reading», zwei albernen Komödien, die man im Flugzeug oder gegen schlechte Laune an einem verregneten Nachmittag ansah, oder auch nicht. Kaum drohte nach dem Erfolg von «Michael Clayton» und seinem Einsatz für Darfur ein Overkill an Anerkennung und Applaus, machte er sich zur zweitrangigen Klamotte. Niemand hat eine feinere Nase dafür, wie schnell Fans zu brummen beginnen, wenn einer zu oft klug und engagiert auftritt und dabei aussieht, als sei das Leben ein Liegestuhl. Im Moment steht er für die definitiv letzte Folge von «ER» nach langen Jahren wieder einmal im Arztkittel vor der Fernsehkamera.

Meryl Streep (↗) — Zum 15. Mal ist sie in diesem Jahr für einen Oscar nominiert, zweimal hat sie ihn bisher gewonnen. Ihre Chance, am Sonntag ihren dritten zu bekommen, kann wohl nur Kate Winslet gefährden. Denn so gut wie als eiserne Nonne in «Doubt», die einen aufgeschlossenen Priester (Philip Seymour Hoffman) des Kindesmissbrauchs verdächtigt, war Streep seit «Adaptation» nicht mehr. Was thematisch nicht wie ein Film klingt, den man sich unbedingt antun möchte, erweist sich im Kino als Duell zweier Schauspiel-Giganten, mit dessen Spannung nur wenige Thriller mithalten können. Nach den beiden Sommer-Blockbustern «The Devil Wears Prada» und

Der Anblick der Abba schmetternden Grande Dame Meryl Streep war kein Vergnügen.

«Mamma Mia!», die bisher über 300 respektive fast 600 Millionen Dollar einspielten, gilt Streep nicht mehr nur als beste amerikanische Schauspielerin, sondern stieg ausserdem im reifen Alter von 59 in die Liga von Hollywoods *big players* auf. Eindeutig eine Trendwende im Filmgeschäft. Aber ehrlich: Der Anblick der hüpfenden und Abba schmetternden Grande Dame Meryl Streep in Latzhosen war kein Vergnügen.

Javier Bardem (↑) — Letztes Jahr erhielt er einen Oscar für den beängstigendsten und schlechtestfrisierten Bösewicht der Saison in «No Country for Old Men». In diesem Jahr

wurde er nicht einmal nominiert. Dabei zeigte er in «Vicky Cristina Barcelona» etwas, was wir seit Marcello Mastroianni im Kino nie mehr so gut gesehen haben: die Ambivalenz des Frauenhelden den Frauen gegenüber. Er ist abhängig von ihnen und fürsorglich, gleichzeitig untreu und manipulierend. Grossartig ist Bardem, weil neben dem Balanceakt zwischen Unterwürfigkeit und unbeschwerter Annäherung noch etwas Drittes mitspielt: die Möglichkeit, dass ihm das eine wie das andere nicht halb so ernst ist, wie Frauen glauben. Die im Film und die im Zuschauerraum.

Rebecca Hall (↑) — Sie hatte in «Vicky Cristina Barcelona» die furchtbare Rolle der Vernünftigen, die jeden Flirt zerredet und jeden Spass analysiert. Und war so grossartig, dass man vor Peinlichkeit wegsehen wollte. Jeder Mann kennt mindestens eine humorresistente Vicky, jede Frau hat einen Anflug von Vicky in

Temperamentsausbrüche, lesbische Umarmungen und Ehekräche spielen sich leichter.

sich. Für ihren Wandel vom moralisierenden Sauertopf zur völlig aufgelösten Seitenspringerin, die nach einer Nacht mit Bardem nichts an sich wiedererkennt, hätte die noch unbekannte Britin eine Oscar-Nominierung bekommen müssen.

Penélope Cruz (↗) — Statt an Rebecca Hall ging die Nominierung als beste Nebendarstellerin für Woody Allens «Vicky Cristina Barcelona» an die Spanierin. Vielleicht muss man das den überwiegend männlichen Mitgliedern der Academy nachsehen, denn Penélope Cruz ist nicht nur als Schönheit Spitzenklasse, sondern auch als Schauspielerin, solange sie nicht englisch sprechen muss. Allerdings hatte sie hier auch eindeutig die leichtere Rolle. Temperamentsausbrüche, lesbische Umarmungen und Ehekräche spielen sich leichter und spektakulärer als biedere Kopflastigkeit. Aber vielleicht tut die Academy damit Abbitte dafür, dass sie Cruz 2007 für Almodóvars «Volver», ihre bisher herausragendste Rolle, den Oscar vorenthalten hat. Jedenfalls gibt es unter Hollywoods Filmauguren keine Zweifel, dass sie diesmal gewinnt.

Kate Winslet (↗) — Endlich gewann sie, die sich selber schon als «die meistnominierte Verliererin» verspottet hatte, die längst fälligen Auszeichnungen. Erst erhielt sie gleich zwei Golden Globes für «Revolutionary Road» und «Der Vorleser», dann den SAG Award. Leider waren ihre Dankesreden schrecklich. Deswegen bei den Oscars bitte lieber Meryl Streep.

Joaquin Phoenix (→) — Okay, vor der Letter-

man-Show letzte Woche muss er einen gewaltigen Joint geraucht haben. Der Mann mit dem verfilzten Haar und dem Rauschbart, der aussah wie ein Waldschrat mit Sonnenbrille, war kaum fähig, einen klaren Satz zu sagen. Aber man muss ihn nicht gleich zum Freak erklären, nur weil er mit der Schauspielerei aufhören will. «Ich finde Filme immer noch wunderbar», hatte er wenige Stunden vor dem Auftritt in einem durchaus besonnenen Interview gesagt, «aber ich hatte nicht mehr das Gefühl, dass ich mich weiterentwickle. Die Magie war weg. Und für mich hat sich mit «Walk the Line» eine Türe zur Musik geöffnet. Ich dachte allerdings nicht, dass mein Entscheid die Leute so interessiert.» Und ob es sie interessiert. Dass einer der grössten Schauspieler seiner Generation nur noch Rapper sein will, ist ein herber Verlust für Kinogänger. Wenn er allerdings seine Musik so besessen angeht wie seine Figuren, freut sich bald die Musikszene. Als Johnny Cash gab er einen Vorgeschmack, der keinen Dilettantismus fürchten lässt.

Scarlett Johansson (→) — Sie ist eine Augenweide, keine Diskussion: selbstbewusst, perfekt gerundet und appetitlich wie ein frischer Pfirsich. Aber weshalb die ganze Kritikerwelt behauptet, sie sei eine grosse Schauspielerin, bleibt ein Rätsel.

Hugh Jackman (↗) — Der Australier sah von «Swordfish» über «X-Men» bis «Australia» nicht nur zum Anbeissen aus, sondern ist auch dafür berühmt, in dem Beruf schlicht alles zu können, was man von einem Star neben schauspielerischem Talent erwarten kann: tanzen, singen, Klavier und Gitarre spielen. Ausserdem hat er, nicht Brad Pitt, den spektakulärsten Waschbrettbauch der Branche. Das strahlendste Lächeln sowieso. Der Mann scheint auf Fotos immer unbändig guter Laune, und das ganz unangestrengt. Als schwuler Entertainer Peter Allen in der Broadway-Produktion «The Boy from Oz» gewann er einen Tony, die höchste Auszeichnung, die Broadway zu vergeben hat. Erstaunlicherweise liess die Oscar-würdige Filmrolle bisher auf sich warten. Am Sonntag werden wir trotzdem viel von Hugh Jackman sehen. Er führt erstmals als Gastgeber durch die Show.

Oscar-Verleihung live im Fernsehen: in der Nacht auf Montag, 23. Februar, 1.30 Uhr auf Pro 7

Flucht aus dem Paradies

Lange tat Dubai so, als bleibe das Emirat auch in der Krise eine Insel der Glückseligen. Nun ist die Wirtschaftsnot nicht mehr zu verbergen. Sogar der Staatsbankrott droht. *Von Pierre Heumann*



Viele lassen ihren Wagen am Flughafen stehen: Skyline der Stadt Dubai.

Dubai lernt ein neues Wort: Bescheidenheit. Die globale Krise hat die für ihre Extravaganz bekannte Stadt am Golf erreicht und trifft sie mit voller Wucht. Wo Skifahren in der Wüstensonne ebenso selbstverständlich ist wie gekühlter Sand am Strand vor dem luxuriösesten Hotel auf dem Planeten Erde, machen sich jetzt existenzielle Nöte breit. Und der Herrscher von Dubai muss gar fürchten, seine Unabhängigkeit zu verlieren.

Noch im Herbst täuschte das glitzernde Emirat vor, die weltweite Krise unbeschadet zu überstehen. Im Oktober verkündete es den Bau eines tausend Meter hohen Hochhauses, als wäre die weltweite Rezession am Golf kein Thema. Im November liess Dubai zur Eröffnung des Nobelhotels «Atlantis» eine extravagante Jahrhundertparty steigen. Zum Zwanzig-Millionen-Dollar-Fest liess man Charlize Theron und ihren Lover Stuart Townsend einfliegen, ebenso Robert De Niro oder den spanischen Drei-Sterne-Koch Santi Santamaria.

Doch inzwischen ist auch Dubai keine Insel der Glückseligen mehr. Der Projektbeginn des Kilometer-Hauses wurde um mindestens ein Jahr verschoben. Und das Luxushotel «Atlantis» kann nur mit radikalen Preisnachlässen und Massentourismus gefüllt werden.

Obwohl rund fünfzig Prozent der Projekte im Wert von knapp 600 Milliarden Dollar ein-

gestellt oder verschoben werden mussten, wollte Dubais Regierung bis vor kurzem nichts von einer Krise wissen. Statt saubere Statistiken zu publizieren, die das Ausmass der Delle hätten erkennen lassen, erliess sie ein Gesetz: Wer dem Ruf der Stadt mit «Falschmeldungen» über den schlechten Zustand der Wirtschaft schadet, soll bestraft werden. Doch jetzt lässt sich das Ausmass der Krise nicht mehr vertuschen. Statt um acht Prozent (2008) werde die Wirtschaft bloss um 2,5 Prozent wachsen, gibt deshalb der Chefökonom von Dubai, Raed Safadi, zu. Wobei das immer noch reichlich optimistisch scheint, glaubt man dem Chefvolkswirt der Bank Standard Chartered, Marios Maratheftis. Der sagt nämlich einen Rückgang der Konjunktur um ein Prozent voraus.

Schuldnern droht die Scharia

Derweil jagen sich die Gerüchte über das wahre Ausmass der Krise. Bei einem der bekanntesten Stellenvermittler der Baubranche sollen 4000 Architekten als «verfügbar» registriert sein. Europäische und amerikanische Banken, die sich in den vergangenen Jahren in Dubai niedergelassen haben, würden ihren Personalbestand ebenso wie Hotels oder Immobilienfirmen reduzieren.

Zehntausende von Expats seien bereits abgereist, heisst es. Denn wer als Ausländer (und

das sind die meisten Angestellten) seinen Job verliert, hat vier Wochen Zeit, um das Land zu verlassen. Dubai entvölkert sich. Ständen die Firmen früher Schlange, um ihren Arbeitern Visa zu besorgen, stehen sie jetzt vor dem gleichen Schalter, um die Aufenthaltserlaubnis zu annullieren.

Die Konsequenzen lassen sich nicht übersehen. Die Immobilienpreise sind um zwanzig bis dreissig Prozent gesunken, nachdem sie sich in den vergangenen fünf Jahren vervierfacht hatten. Der Verkehr ist flüssiger geworden. Viele Schulen registrieren einen starken Abgang von Eleven, weil die Familien wegziehen. Auch die Umsätze bei der Lebensmittelkette Carrefour seien signifikant zurückgegangen, heisst es.

Die Krise trifft die Expats hart. In den Boomjahren hatten sie dem Luxus gefrönt – oft auf Pump. Jetzt können sie das Geld für die Schuldzinsen nicht aufbringen. Die Scharia, das islamische Gesetz, das in Dubai angewandt wird, sieht für säumige Schuldner harte Strafen vor. Ungedekte Checks können einen sogar ins Gefängnis bringen. Rückwanderer reisen deshalb oft Hals über Kopf ab, um der Justiz zu entkommen. Dabei lassen viele ihren Wagen am Flughafen stehen. Der Schlüssel bleibt mitunter im Zündschloss stecken, so eilig haben sie es, und manchmal liegt im Handschuhfach ein Abschiedsbrief – mit einer Entschuldigung.

Die Krise könnte bald auch politische Folgen haben. Der stolze, aber hochverschuldete Herrscher von Dubai riskiert jetzt nämlich, seine Unabhängigkeit zu verlieren. Er hat die verblüffend rasante Transformation von der öden Wüstenstadt zur aufstrebenden Ikone der Moderne mit rund siebzig Milliarden Dollar Fremdkapital finanziert. Doch jetzt rächt sich die riskante Vorwärtsstrategie. In diesem Jahr muss der Stadtstaat fünfzehn Milliarden Dollar umfinanzieren. Und keiner weiss, woher das Kapital kommen soll.

Die Banken weigern sich nämlich, die auslaufenden Kredite zu verlängern, wenn die Schwesterstadt, das ölreiche und milliarden-schwere Abu Dhabi, keine Garantien gibt. Die Risikoprämie, die Dubai bezahlen müsste, ist etwa gleich hoch wie beim bankrotten Island. Die Herrscherfamilie von Abu Dhabi hätte zwar genügend Geld. Sie will aber nur helfen, wenn Dubai Teile seiner Autonomie aufgibt und die Perlen seiner Wirtschaft abtritt, vor allem die Airline Emirates und die Baufirma Nakheel.

Doch in Dubai bleibt man weiter ruhig. Die Schwesterstadt Abu Dhabi könne es sich nicht leisten, Dubais Kreditprobleme platzen zu lassen, ist man dort überzeugt. Das würde nämlich das Vertrauen in die Vereinigten Arabischen Emirate erschüttern. Davon wäre nicht nur Abu Dhabi, sondern die ganze Region am Persischen Golf betroffen. ○

Garten der Lüste

In Paris wird die Kunstsammlung von Yves Saint Laurent versteigert. Es schlägt die Stunde der Käufer. Erwartet wird eine Show der Superlative, die ultimative Schnäppchenjagd für Millionäre. Denn Kunst kaufen lohnt, auch im Kreditzeitalter. Aber welche Werte überdauern wirklich? *Von Daniele Muscionico*

«Die schönsten Kleidungsstücke für eine Frau sind die Arme des Mannes, den sie liebt. Für all diejenigen, denen dieses Glück verwehrt bleibt, gibt es mich.»

Der grosse Yves Saint Laurent hat seine Bedeutung unterschätzt, als er mit diesen Worten seine Rolle umschrieb. Wahr ist: YSL ist nicht nur der Revolutionär der Damenmode, sondern – post mortem – der Retter des Kunstmarkts in der Krise.

So zumindest spekulieren die Experten von Christie's, die vom 23. bis zum 25. Februar in Paris eine «Jahrhundertauktion» anberaumen haben: Unter dem Hammer des Auktionators zerschlagen – und für einen breiten Kreis von Glücksrittern verfügbar – wird die Kunstsammlung, die YSL und sein Geschäftspartner und Lebensmensch Pierre Bergé in mehreren Jahrzehnten aufgebaut haben. Das Konvolut ist eine der bedeutendsten Privatsammlungen weltweit und vereint Gemälde und Skulpturen, deutsches Tafelsilber, die umfassendste Sammlung von Email-Kunst der Renaissance, englische Wandteppiche und Art-Déco-Möbel, einen Gesamtwert von über 300 Millionen Euro. Die Versteigerung der YSL-Liebliche gilt als prestigeträchtigste – und umfangreichste sowieso – Kunstauktion seit Jahren. Und François de Ricqlès, Vizedirektor von Christie's Frankreich, diktiert den Medien furchtlos in den Block: «Der Markt erwartet diese Auktion. Wenn bei Sotheby's eine Treppe des Eiffelturms für 550 725 Euro weggeht, dann mache ich mir um unseren Verkauf keine Sorgen.»

Sorgen soll sich tatsächlich niemand. Im Gegenteil: Die Kunstsammlung von Saint Laurent samt der Aura eines Genies in Teilen zu erwerben, ist eine historische Gelegenheit. Mit Signalwirkung, und die ist nicht zu unterschätzen. Kunst ist ein eherner Wert auch in der wirtschaftlichen Krise, heisst die implizite Botschaft von Christie's. Zum Zweck des historischen Spektakels liess das Auktionshaus das Grand Palais, ursprünglich für die Weltausstellung 1900 errichtet und zum ersten Mal Schauplatz einer Auktion, von der Designerin Nathalie Crinière umbauen. Kostenpunkt: über eine Million Euro. Die Französin, die bereits die Gestaltung des Louvre von Jean Nouvel in Abu Dhabi ausführen wird, hat damit einen Schritt zur Unsterblichkeit gemacht.

Nicht kleckern, protzen, heisst die Devise im Dienste einer guten Sache im Grand Palais. Denn die Sammlung von YSL soll der letztgültige Massstab sein bezüglich Geschmack und

Qualität. Der 78-jährige Pierre Bergé lässt sie dort versteigern, wo sie entstanden ist, und seinem Ehrgeiz müsste der europäische Kunstmarkt zu Dank verpflichtet sein. Bergé möchte dem Pariser Markt «den Glanz zurückgeben, den er verloren hat». Die Auktion als Frischzellenkur, nach der der rezessionsgeplagte Markt so dringend giert. Hinter ihren prunkvollen Fassaden haben Sotheby's und Christie's bereits im Dezember mit Entlassungen begonnen, um profitabel zu bleiben. Der letzte Crash, 1991, sitzt noch in den Knochen. Damals fielen ihre Umsätze um rund 50 Prozent.

Der Kunstmarkt in der Krise braucht das positive Signal der YSL-Versteigerung. Er benötigt es mindestens so existenziell, wie für Yves Saint Laurent der Besitz von Kunst war. YSL war ein Einzelgänger, schüchtern und melancholisch. Sich in seiner 600 Quadratmeter grossen Maisonettewohnung an der Rue de Babylone Nr. 55 mit Kunst zu umgeben, mit und in ihr zu leben, war seine Art von stilvollem Stimulans. Und künstlerisch inspirierend war die allemal: Die Maler waren seine Lehrmeister auf der Suche nach den Grundformen des Bildnerischen auch in der Mode. Als Hommage verwandelte YSL Mondrians geometrische Flächenaufteilung, Pop-Art-Muster, den Kubismus von Picasso und den Farbenrausch von Matisse, YSLs Geistesverwandtem in der Leidenschaft für Textilien.

Profitabler Markt

Aus dem Besitz von Saint Laurent kommt Matisse's Gemälde «Les coucous, tapis bleu et rose» unter den Hammer, 18 Millionen Euro will Christie's dafür lösen. Das Spitzenlos der Auktion ist Picassos kubistisches Stillleben «Instruments de musique sur un guéridon», Schätzpreis zwischen 25 und 30 Millionen Euro. Aber auch an Impressionisten und Werken der Moderne fehlt es nicht im Nachlass: Ein Aquarell von Paul Cézanne aus der «Montagne Sainte-Victoire»-Serie steht ebenso zum Verkauf wie James Ensors «Le désespoir de Pierrot», das in Pierre Bergés Wohnung in der Rue Bonaparte über dem Sofa hing. Cézanne und Ensor werden auf je 2 beziehungsweise 3 Millionen Euro geschätzt.

Ist das viel? Vor der Finanzkrise wäre es ohne Zweifel um ein Erhebliches mehr gewesen. Die Auktionshäuser sind in ihren Schätzungen vorsichtiger geworden, eine strategische Massnahme, um nicht auf den Losen sitzenzubleiben. Es grassiert die Angst, dass hochdotierte

und kunsthistorisch relevante Kunstwerke im aktuellen Klima nicht die ausreichende Anerkennung erfahren. Der geschätzte Gesamtwert der YSL-Sammlung hätte vor der Finanzkrise nicht 300 Millionen, sondern bis zu 500 Millionen Euro betragen, meinen Experten.

Doch die Cassandra-Rufer, die dem Kunstmarkt ähnlich dem Finanzmarkt bereits den Untergang prophezeiten, haben sich geirrt. Nach einer ersten Verwirrung im November – als sogar Matisse-Bilder unverkauft blieben – kann man heute konstatieren: Der Kunsthandel gehört zu den krisenresistentesten Märkten überhaupt. Das haben die letzten Auktionen von Christie's, Sotheby's und bei

Ob Lichtenstein oder Lucian Freud, vor Zeitgenossen wird gewarnt.

de Pury ausnahmslos bewiesen. Die Automobilindustrie würde sich in diesen Tagen glücklich schätzen, wenn ihre Geschäfte nur halb so profitabel wären.

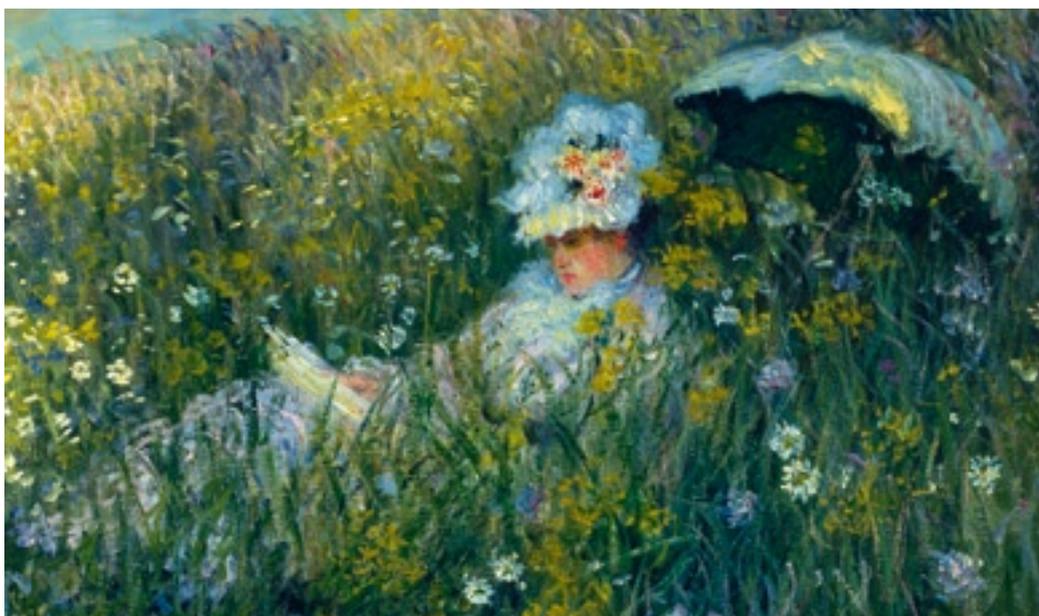
Wer heute sammelt und sein Geld in Kunst anlegen will, der tut das allerdings um einiges anders als noch vor dem Platzen der Finanzblase. Niemand spielt heute noch russisches Kunst-Roulette mit Picasso, Modigliani und Warhol. Impressionisten (nach einer langen Periode der Stabilität) und die Moderne sowie das europäische 19. Jahrhundert, sie alle haben seit dem letzten Herbst einen Rückgang von bis zu 20 Prozent hinnehmen müssen. Ob Lichtenstein oder Lucian Freud, vor Zeitgenossen wird gewarnt.

Wer daran glaubt, was Analysten in Sachen Kunst orakeln – im klaren Bewusstsein allerdings, dass Spekulationsempfehlungen im Kunstmarkt noch ungesicherter sind als an der Wall Street –, der mag sich an diesen Dreisatz halten. Kaufen: die Expressionisten. Halten: die Impressionisten. Verkaufen: Maler der Leipziger Schule. Dabei ist dem Glücksritter das Folgende hoffentlich klar: Der Erlös eines Werks lässt noch nicht auf die Bedeutung eines Werks schliessen.

Der gegenwärtige Auktionsmarkt zerfällt in zwei Teile, und das hat seinen Grund. Die Banker und Hedge-Funds wenden sich ab von Koons und Konsorten und kaufen jetzt alte Meister, Kunst aus dem 14. bis und mit 18. Jahrhundert. Denn die Reichen, die sich auf dem Kunstmarkt tummeln, sind nicht mehr ganz



Retter des Kunstmarkts: YSL mit Werken von Andy Warhol, 1977.



Stilvolles Stimulans: «Dans la Prairie» von Claude Monet, 1876.

so reich. Keiner gibt heute mehr leicht hin 60 Millionen Dollar aus für einen Malewitsch oder 38 Millionen für einen Munch. Und die Trends setzen die Superreichen: der US-Milliardär Eli Broad oder Scheich Hamad Bin Khalifa al-Thani, Emir von Katar. Sie investieren weniger, wollen aber dennoch viel Geld verdienen – und finden diese Möglichkeit bei den alten Meistern. Wer heute kauft, kauft einen Tiepolo oder einen Frans van Mieris oder einen Girolamo da Carpi. In diesem Bereich sind die Preise noch relativ niedrig. Deshalb ist das Interesse für alte Meister so gross wie noch nie. Auf Auktionen haben sich die Preise für Pieter Breughel, Peter Paul Rubens, Jean Antoine Watteau und Giovanni Battista Tiepolo in den letzten Jahren verdreifacht.

Dabei gibt es ein nicht geringes Problem: Der Markt der alten Meister wird weniger durch die Nachfrage als durch das Angebot bestimmt. Wer gegenwärtig verkauft, der muss und kann nicht anders. Potenzielle Verkäufer wiederum warten ab, wie sich der Markt entwickelt. So sind die Einlieferungen vor allem von den traditionellen drei d bestimmt: *death, divorce, debt*.

Dies ist mit ein Grund, weshalb sich die Kunstwelt so viel von Yves Saint Laurent erhofft. Seine alten Meister, in wenigen Tagen auf dem Markt, sollen den Investoren den Kick geben, auf den die Automobilbranche mit der Verschrottungsprämie setzt.

Allerdings: Für die meisten Sterblichen wird der Weg zu den alten Meistern weiterhin nicht über Paris und YSL führen. Sondern billiger: über den Umweg des Museums. Das sind die zwölf alten Meister, die sie, wenn sie sie schon nicht besitzen, dann wenigstens sehen sollten, bevor das Leben vorbei ist.

— Mann mit rotem Turban: Jan van Eyck, National Gallery, London

— Verkündigung: Leonardo da Vinci, Uffizien, Florenz

— Der Frühling: Sandro Botticelli, Uffizien, Florenz

— Der Garten der Lüste: Hieronymus Bosch, Prado, Madrid

— Venus von Urbino: Tizian, Uffizien, Florenz

— Jäger im Schnee: Pieter Breughel der Ältere, Kunsthistorisches Museum, Wien

— Judith enthauptet Holofernes: Artemisia Gentileschi, Uffizien, Florenz

— Das Mädchen mit dem Perlenohrgehänge: Jan Vermeer, Mauritshuis, Den Haag

— Empfang des französischen Gesandten in Venedig: Canaletto, Ermitage St. Petersburg

— Selbstporträt: Angelika Kauffmann, Neue Pinakothek, München

— Marriage A-la-Mode: William Hogarth, National Gallery, London

— Das Schweigen: Johann Heinrich Füssli, Kunsthhaus, Zürich

Öffentliche Vorbesichtigung der Collection

Yves Saint Laurent et Pierre Bergé im Grand Palais, Paris: 21. Februar bis 23. Februar

Mehr Haut

Früher beherrschten geigende Philosophen wie Yehudi Menuhin die Szene. Jetzt verdrängen gutaussehende «Geigen-Girlies» die Männer. Die Kunst hat unter dem Wandel nicht gelitten. *Von Christian Berzins*



«Das stört mich nicht»: Julia Fischer, 29.

Ob Jammern hilft? «Man muss als Geigerin ein Girlie sein, und die Taille muss auf dem Internet retuschiert werden. Es besteht die Gefahr, dass dieser Zirkus jemanden kaputt macht: Musik braucht den ganzen Menschen, die ganze Seele.» Was, wenn sich trotz retuschierter Taille aus vollster Seele Musik machen liesse und die Aussage des Schweizer Musikers Heinz Holliger (*1939) Quatsch wäre?

Janine Jansen (*1978) ist der Beweis dafür. Zu gerne erinnern wir uns nämlich an jenen 4. Oktober im Jahr 2007, als die Holländerin in der New Yorker Avery Fisher Hall debütierte. Sie war nervös, begann das Tschaikowsky-Konzert harmlos. Doch bald drehte sie auf, blitzsauber wurde intoniert, innig war der Ton. Sie spielte die Kadenz mit erschreckender Virtuosität und zauberte in die Schlusstakte himmlisch schwelgende Töne. 2700 New Yorker jubelten ihr zu.

Diese Janine Jansen wird als Geigen-Girlie verniedlicht, spöttisch Geigen-Prinzessin ge-



Abendländische Kultur: Hilary Hahn, 30.

nannt. Wer mit ihr spricht, wird keine reflektierende Rhetorikerin antreffen. Nicht jeder ist ein geigender Philosoph wie Yehudi Menuhin (1916–1999). Dem Konzertgänger kann das egal sein. Auch wer keinen humanistischen Bildungshintergrund hat, kann das Beethoven-Konzert so spielen, als hätte er die abendländische Kultur mit der Muttermilch aufgesogen: Die Amerikanerin Hilary Hahn (*1979) ist der beste Beweis dafür.

Geigerin im Meer

Gewiss hat die Oberflächlichkeit auch in der klassischen Musik Einzug gehalten, vielleicht allerdings eher beim Publikum als bei den Künstlern. Auch wenn die russische Geigerin Natasha Korsakova (*1973) im Laura-Biagiotti-Kleidchen auftritt, kann man ihrem Spiel viel Spannendes abgewinnen. Und selbst als sich Vanessa-Mae (*1978) für eine Fotostrecke ins Meer stellte, war das noch nicht des Teufels; ja, es war immer noch eleganter als die durchhän-

genden Jeans von Geigen-Beckham David Garrett. Von ihrem Spiel damals ganz zu schweigen. Maes Kunst hat sich mittlerweile allerdings dieser durchsichtigen Scheinwelt angepasst. Ihre Kollegin Sarah Chang (*1980) aber ist trotz Püppchen-Image einen stolzen Weg gegangen. Die Hörer muss es wenig kümmern, dass sich Chang immer noch gerne spektakulär schminkt.

Neben den Genannten gibt es eine Vielzahl weiterer schöner, sehr erfolgreicher U-40-Geigerinnen: Julia Fischer (*1983), Baiba Skride (*1981), Midori (1971), Lisa Batiashvili (*1979), Leila Josefowicz (*1977), Chloë Hanslip (*1987), Rebekka Hartmann (*1981), Alina Pogostkina (*1983), Arabella Steinbacher (*1981), Akiko Suwanai (*1972), Isabelle Faust (*1972), Mayuko Kamio (*1986) und, und, und. Obwohl diese Frauen kaum Vergleiche mit den männlichen Geigen-Dinosauriern scheuen müssten, werden sie in den Topf der Geigen-Girlies geworfen. Die Lettin Baiba Skride dazu: «Ich bin

sicher, dass es diese Girlies gibt: Ich habe sie sogar schon gehört. Es gibt solche, die das ausnutzen. Wenn das Wort aber über mich gesagt wird, werde ich sehr sauer. Es ist doch nicht meine Schuld, dass ich ein Mädchen bin! Ich arbeite seit zwanzig Jahren und kann jetzt Konzerte geben und CDs aufnehmen.»

Immerhin ist es so, dass auch gewisse Geigen-Männer nach wie vor Konzerte geben können, selbst die grossen Plattenfirmen setzen noch auf den einen oder anderen klassischen Virtuosen. Vadim Repin (Deutsche Grammophon) oder Nikolaj Znaider (RCA) erinnern im Spiel und in der Erscheinung an die Titanen von einst. Doch die Verkaufszahlen sprechen gegen die Männer, eine Ausnahme machen allenfalls Spezialisten beziehungsweise Barockgeiger wie Fabio Biondi, Daniel Hope oder Giuliano Carmignola. Selbst Schönheit hilft wenig. Ja, der attraktive Joshua Bell muss gar auf die Schmuse-Schiene ausweichen und auf seinen CDs Platte rauf und runter fiedeln, um auf die von den Plattenfirmen geforderten Verkaufszahlen zu kommen. Nigel Kennedy machte sich zum Punkgeiger. Allein David Garrett verkauft zum seichten Ton sein Äusseres.

«Einflüsse von aussen»

Für die Grossen von einst war noch alles anders – Konkurrenz aus dem Frauenlager gab es kaum, Ida Haendel (*1928) und Ginette Neveu (1919–1949) blieben Randerscheinungen. Die LPs der grossen Geiger wie Menuhin, Milstein, Kogan, Oistrach & Co. verkauften sich bestens. «Diese Leute haben nichts drum herum gemacht», sagt Frank Peter Zimmermann (*1965), einer der besten Geiger der Welt. Zimmermann selber wurde «Opfer» einer grossen Plattenfirma. EMI wollte ihn mit spektakulären Fotos vermarkten, der Durchschnittsmann wollte einfach nur ein grosser Geiger sein. Es kam zum Bruch.

Vor seinem 40. Geburtstag sagte er traurig: «Es gibt so viele Einflüsse von aussen, die mit der klassischen Musik überhaupt nichts zu tun haben. Für EMI sollte ich mich ändern, mir ein Image geben, Publicity machen. Ich möchte aber nichts anderes als sehr gute Konzerte spielen. Aber der Markt wird immer mehr nach Coca-Cola ausgerichtet. Heute steht sogar André Rieu im gleichen CD-Fach wie Milstein – er steht zwischen O wie Oistrach und S wie Szeryng.» Eifersüchtig auf die jungen, auffälligen Geiger und Geigerinnen? «Wenn ich sie mir nur anhöre, weiss ich, dass ich nicht eifersüchtig zu sein brauche. Musiker muss man nicht sehen, sondern nur hören. Aber es passt eben zu den Geschmacksrichtungen unserer Zeit: Computerisierung, menschliche Kälte, Business, natürlich USA.»

Vadim Repin, der mit seinem Spiel und Auftreten an die Grossen von einst erinnert, gefragt, ob Frauen besser als Männer spielen,

sagt: «Besser vielleicht nicht, aber sie sind auf einem hohen Level – einige jedenfalls. Die Labels denken, dass man mit den schönen Gesichtern mehr CDs verkauft. Wenn Vanessa Mae allerdings Brahms spielt, weiss ich nicht, ob das gelingt. Aber ich habe kein Problem damit, denn ich bin ein sehr kollegialer Mensch und habe Respekt vor den Kolleginnen, die auf hohem Niveau spielen. Julia Fischer spielt ganz gut, schön und professionell. Hilary Hahn ist ein Wunder, sie spielt fantastisch. Die Zeit bringt alle auf ihre Plätze. Schauen wir in zwanzig Jahren, dann sehen wir, wer geblieben ist.»

Typisch Frau

Dort einen Platz haben wird bestimmt auch Frank Peter Zimmermann. Mittlerweile bietet ihm Sony wieder eine Plattform, die er mit Werken von Britten und Szymanowski kühn nutzt. Doch die attraktiven Geigen-Frauen spielen längst nicht nur die Verkaufsschlager-Trias Mendelssohn/Bruch/Vivaldi. Aber es ist wohl typisch Frau, dass sie sich über die «armen» Männer Sorgen machen. Janine Jansen weiss um die Not grosser Geiger, die im Gegensatz zu ihr keine CD-Verträge mehr erhalten. «Das beschäftigt mich, darüber spreche ich mit Kollegen. Für mich ist es natürlich einfach, so zu sprechen, weil ich eine grosse Plattenfirma habe. Ach, es ist wirklich schwierig, darüber nachzudenken: Wie wäre es ohne Plattenvertrag? Da ich mit diesem Vertrag richtig loslegen konnte, war er ein wunderbarer Anstoss. Aber viele der Kollegen ohne Vertrag sind lange dabei und brauchen diesen CD-Anstoss gar nicht mehr.»

Schöne, falsche Worte, die allerdings damit erklärbar sind, dass Jansens Ex-Freund Julian Rachlin (*1974) ein typisches «Opfer» ist. Jeder ist froh, bei einem der vier grossen Labels CDs einspielen zu dürfen. Von Decca oder der Deutschen Grammophon gefördert zu werden, bedeutet viel: Es geht um Gagen und attraktive Auftrittsorte. Bis zu den Festivalleitern reichen die Arme der CD-Manager. Um die besten Geigerinnen wird, Krise hin oder her, gekämpft. Julia Fischer, Deutschlands grösste Geigenhoffnung, spielte jahrelang beim Label Pentatone zufrieden ihre Werke ein, bis sie 2008 zu Decca gelockt wurde. Nun ist auch Hochschulprofessorin Fischer, die sich öfter mal abfällig über den Klassik-Markt geäussert hatte, im grossen Geschäft mit dabei. Sie betrachtet die Situation nüchtern. «Es ist bedauerlich, dass es überhaupt ein Business ist. Aber wir leben nun mal im 21. Jahrhundert. Von irgendwo muss das Geld ja herkommen: Die Musiker wollen bezahlt werden und schön leben. Dafür haben wir uns in eine Situation gebracht, wo wir Marketing und Promotion offensichtlich brauchen. Kaum einer kann sagen, dafür bin ich nicht zu haben. Jeder muss das mit sich selbst vereinbaren.»

Dass heute auch die *Brigitte*-Leserinnen wissen sollen, dass Fischer gut Geige spielt, ist ihr gleichgültig: «Da kann Decca sich darum kümmern. Ich werde mich durch diesen Vertrag ganz sicher nicht ändern. Es wird sicher mehr Leute um mich herum geben, die dafür sorgen, dass da und dort mal etwas über mich geschrieben wird. Aber ich bin dafür, dass man eine Trennung zwischen Kunst und Entertainment macht. Das ist nicht dasselbe.» Und auf den Einwand, dass Decca viel mehr CDs verkaufen will und muss als ihr ehemaliges Label, erwiderte sie säuerlich: «Dann soll Decca mehr verkaufen! Ich kann das bis zu einem gewissen Grad unterstützen, aber ich kann mich nicht selbst verkaufen.»

Auf Interview-Marathons ist sie allerdings gefasst. «Besser, man gibt acht Stunden Interviews und dann eine längere Zeit keine. Ich habe neben den Konzerten so viele Verpflichtungen: Ich bin auch Lehrerin und gebe Kurse. Es gibt einige Dinge, die ich nicht gewillt bin aufzugeben. Aber wenn ich von München nach Berlin fliege, und jemand sitzt neben mir und macht ein Interview: Bitte sehr, das stört mich nicht.»

Ob Fischer bei Decca abheben wird? Im Business mitspielen und wie die geigerische Übermutter, Anne-Sophie (*1963), seine Identität bewahren ist schwer. Bei Decca steht neben Fischer auch Janine Jansen unter Vertrag. Die Konkurrenz-Frage wird von den Geigerinnen selber jeweils mit weichgespülten Sätzchen abgeblockt. Die Zuger Geigerin Deborah Marchetti (*1979): «Die Welt ist gross und hat für alle genug Platz. Ich versuche in der Vielfalt, in der ich eine Stärke sehe, meinen Platz zu finden.» Und Hilary Hahn, die neben Anne-Sophie Mutter bei der Deutschen Grammophon CDs einspielt, sagt: «Es gibt keine Konkurrenz zwischen uns Geigerinnen. Das ist kein *catfight*. Ich biete nichts, was besser ist als die Interpretation von Mutter. Ich habe nun einige Sonaten aufgenommen und bin sehr zufrieden damit. Ich sage nicht, die CD sei perfekt.» Und solange die Geigerinnen an ihrem wunderbaren Spiel zweifeln, müssen eben ihre Homepages und die CD-Covers immer perfekter werden. Dazu wird dann wohl auch mal ein Arm oder eine Taille retuschiert. Der dadurch entstehende Schaden für die Seele ist wohl kleiner, als manch alter Musiker denkt.

Konzerte: Baiba Skride, 1./2. April, Basel
Janine Jansen, 2. Juli, Zürich
Lisa Batiashvili, 28./29./30. April, Zürich
Sarah Chang, 9. März, Basel, 10. März, La Chaux-de-Fonds, 11. März, Olten, 12. März, Bern
Vadim Repin, 11./12. März, Luzern

Aktuelle CD-Box: Violin Masterworks.
The World's Favourite Violin Classics. Decca

Christian Berzins ist Musikkritiker der *Mittellandzeitung*.

«Die Banker sind nicht schuld»

Der französische Bevölkerungswissenschaftler Emmanuel Todd über die Wirtschaftskrise, die Modernisierung der islamischen Welt, die Bedeutung der Kindersterblichkeit und seine Rolle als Orakel. *Von Holger Christmann*

Emmanuel Todd gilt unter seinen Bewunderern als einer der brilliantesten französischen Denker. Der Sohn des Schriftstellers Olivier Todd erwarb sich seinen Ruf als Bevölkerungswissenschaftler, aber auch als scharfsinniger Analytiker der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse, als er in den siebziger Jahren nach Auswertung soziologischer Daten den Untergang der Sowjetunion prognostizierte und sogar mit dem Zeitpunkt richtig lag. Seine Warnung vor dem «sozialen Bruch» lieh sich Jacques Chirac für seinen Wahlkampf aus und verschaffte dem werdenden Präsidenten wahlentscheidende Sympathien. 2002 erprobte Todd erneut seine Gabe als Orakel. In seinem Buch «Weltmacht USA. Ein Nachruf» sagte er den USA noch für das laufende Jahrzehnt eine Krise voraus, die er mit dem dramatischen Handelsbilanzdefizit begründete. Die Kapitalblase an der Wall Street werde platzen. Wieder behielt er zumindest im Ergebnis recht.

Herr Todd, Sie sorgten in den siebziger Jahren mit der Prognose für Aufsehen, dass die Sowjetunion binnen fünfzehn Jahren zerfallen werde. Was gab Ihnen damals diese Sicherheit in der Prognose?

Ich hatte 1975 eine Reise nach Ungarn gemacht, wie man eben als junger Mann eine Reise macht. Ich verliebte mich, nebenbei, damals in eine Ungarin. Diese Geschichte hat für mich im Rückblick auch eine sentimentale Dimension. Auf dieser Reise verstand ich, wie tot die kommunistische Ideologie in Ungarn war. Zurück in Paris, fing ich an, dem Thema nachzugehen. Ich stiess auf demografische Studien über die Kindersterblichkeit in Russland. Sie war erst gesunken und zwischen 1970 und 1974 gestiegen. Als Demograf weiss man, wie viel die Kindersterblichkeit über den Zustand eines Landes aussagt. Ich zog noch andere Faktoren hinzu, den dramatisch gesunkenen Aussenhandel, auch dies ein Indiz für eine Krise, aber im Kern vertraute ich auf meine Intuition über die Kindersterblichkeit...

... und behielten recht. Welche Aufschlüsse gibt die Kindersterblichkeit dem Demografen?

Kinder sind die gefährdetsten Individuen einer Gesellschaft. Die Kindersterblichkeit sagt viel aus über den Zustand der

Familien, die Ernährung, die medizinische Versorgung. Sie ist ein Schlüsselfaktor der Demografie. Man muss dazu sagen, dass die Sowjetunion damals ihre wirtschaftlichen Statistiken fälschte. Aber Daten wie Geburten und Sterblichkeit kann man nicht fälschen. Wenn man sagt, dass die Geburtenrate steigt, dann muss man später Personen erfinden, die es nicht gibt. Allerdings zog es die Sowjetunion vor, nach Erscheinen meines Buches Statistiken über ihre Bevölkerung nicht mehr zu veröffentlichen.

Welche Länder leiden heute unter einer hohen Kindersterblichkeit, welche schneiden gut ab?

Die grösste Sterblichkeit von Neugeborenen haben afrikanische Länder mit bis zu zehn Prozent. Die niedrigsten Raten weisen Japan, Hongkong, Singapur und die skandinavischen Länder mit einer Kindersterblichkeit von zwei bis vier Promille auf. Das heisst, von tausend Neugeborenen sterben im ersten Jahr zwei bis vier. In Deutschland und Frankreich liegt die Rate immer noch unter fünf Promille, in den USA bei sieben Promille. In Russland beträgt der Wert 16 Promille. Als ich meine Studie verfasste, war der Wert in der Sowjetunion zwischen 1970 und 1974 von 2,4 Prozent auf 2,6 Prozent gestiegen, während er im Westen kontinuierlich sank. Die jeweilige Tendenz ist immer besonders aufschlussreich. In den USA ist der Wert heute nicht besorgniserregend, aber er steigt konstant. 1960 gehörten die USA zu den Ländern mit der geringsten Kindersterblichkeit, 1990 waren sie auf den 23. Platz zurückgefallen, inzwischen belegen sie nur noch den 34. Platz. Die Gesundheitsbehörden in den USA haben auf das Problem hingewiesen.

In Ihren Analysen berücksichtigen Sie auch andere Faktoren, etwa die Geburtenrate. In Ihrem Buch «Die unaufhaltsame Revolution: Wie die Werte der Moderne die islamische Welt verändern» schrieben Sie, die höhere Alphabetisierung in der islamischen Welt und der Rückgang der Geburtenrate seien Signale einer heimlichen Modernisierung – jenseits von Terrorismus und politischer Agitation.

Für den Demografen sind Alphabetisierung und sinkende Geburtenraten Ausdruck eines demografischen Übergangs, einer Modernisierung. Sobald die Frauen lesen und schreiben können, beginnt die Geburten-

kontrolle. Die Alphabetisierung in der islamischen Welt schreitet voran, damit geht ein Rückgang der Religiosität einher und damit sinken die Geburtenraten. Die Geburtenrate im Iran liegt inzwischen bei unter zwei Kindern und damit unter jener der USA. Das lässt darauf schliessen, dass der Iran seinen Übergang in eine säkularere Gesellschaft bereits hinter sich hat, vielleicht ist das selbst den Mullahs nicht bewusst. Jedenfalls sieht der Bevölkerungswissenschaftler hier eine Realität, die sehr viel konkreter ist als jede politische Rhetorik. Die iranischen Frauen entscheiden sehr viel freier und individueller über ihre Familienplanung als früher. Der Iran ist, mit der Türkei, das modernste muslimische Land. Im Iran studieren mehr Frauen als Männer an der Universität. Aber auch in Saudi-Arabien sinkt die Geburtenrate von sechs auf vier Kinder. Algerien, Tunesien und Marokko bewegen sich heute zwischen 1,7 und 3 Kindern und damit fast auf europäischem Niveau. Aber die muslimische Welt ist kein monolithischer Block. Die Zahlen reichen von 1,7 Kindern in Aserbaidschan bis zu 7 Kindern in Niger. Hier zeigt sich die Kluft zwischen Dritter Welt und Ländern, die den demografischen Übergang schon hinter sich haben. Wir kamen zu dem Ergebnis, dass die islamische Welt ihre Krise überwunden hat und auf dem Weg der Modernisierung ist. Der Fundamentalismus bedeutet in diesem Zusammenhang nicht Rückschritt, sondern ist ein Ausdruck der Übergangskrise. Aus diesen Erkenntnissen ergab sich eine Gegenthese zu Huntingtons These vom Konflikt der Zivilisationen. Das Buch, das ich mit meinem franko-libanesischen Kollegen Youssef Courbage verfasst habe, hiess daher auf Französisch «Le rendez-vous des civilisations».

Was bedeutet das alles für den Westen?

Das Beste, was Europa und die USA jetzt tun können, ist, den Iran auf seinem Weg in die Modernisierung zu begleiten und seine Sicherheitsbedenken ernst zu nehmen. Das würde einem Demagogen wie Achmadinedschad mit seinen absurden Stellungnahmen den Nährboden entziehen.

... der Israel mit der Auslöschung droht.

Die Iraner haben einen starken Nationalstolz. Aber sie sind nicht wahnsinnig. Ein Angriff auf Israel wäre selbstzerstörerisch. Ich sage nicht, Achmadinedschad sei ein sympathischer Typ. Aber wenn Europa und



«Der Iran ist, mit der Türkei, das modernste muslimische Land»: Bevölkerungswissenschaftler Todd.

die USA jetzt auf den Iran zugehen, wird er bald Vergangenheit sein.

Vor sieben Jahren haben Sie die aktuelle Krise der USA prognostiziert. Wie kommt es, dass Sie Dinge sehen, die andere nicht sehen?

Ich habe dafür inzwischen eine metaphysische Antwort. Die Menschen weigern sich, dem Schlimmsten ins Auge zu blicken. Das muss mit der Angst vor dem Tod zu tun haben.

«Wer tausendmal mehr verdient als der Durchschnitt, konsumiert nicht tausendmal mehr.»

Sie schrieben damals, das Geld, das in die Vereinigten Staaten fliesse, werde in eine Fata Morgana investiert. Der Satz klingt im Rückblick prophetisch.

Die USA haben sich von einer produktiven Nation in eine verwandelt, die nur noch konsumiert. Am Vorabend der Weltwirtschaftskrise entfielen 44 Prozent der weltweiten Industrieproduktion auf die Vereinigten Staaten. Siebzig Jahre später lag der in der Industrieproduktion erwirtschaftete Teil des amerikanischen Bruttoinlandsprodukts unter dem der EU. Das Aussenhandelsdefizit hat sich zwischen 1991 und 2001 verfünffacht. Im Verhältnis zu China lag es bei 83 Milliarden Dollar, gegenüber Japan bei 68 Milliarden Dollar und im Handel mit der EU bei 60 Milliarden Dollar. Inzwischen hat sich das Defizit nochmals verdoppelt. Wenn die Amerikaner viel mehr konsumieren als exportieren, wie konnten sie sich ihren gewaltigen Konsum leisten? Zum einen durch Verschuldung, zum anderen durch die ungeheuren Summen, die an die Wall Street flossen. Ein wichtiger Teil der weltweit anfallenden Profite werden an der amerikanischen Börse investiert. Mit diesem Geld finanzieren die Amerikaner den Konsum von Gütern, die sie überall in der Welt kaufen. Die Steigerung der Börsenkapitalisierung in den Vereinigten Staaten stand schon 2002 in keinem Verhältnis mehr zum realen Wachstum der amerikanischen Volkswirtschaft. Die Blase musste platzen.

Sie führen die enormen Summen, die an der Wall Street gehandelt wurden, auch darauf zurück, dass die Reichen immer reicher werden.

Das ist eine Tatsache, die auch liberale Ökonomen akzeptieren. Die Reichen wurden reicher, die Einkommen der Mittelschicht in den führenden Industriestaaten stagnieren. Wer tausendmal mehr verdient als der Durchschnitt, konsumiert nicht tausendmal mehr. Wenn so viel Geld im Überfluss

da ist, wird es spekulativ investiert. Das ist ein normaler Effekt. Hinzu kam die billige Geldpolitik der amerikanischen Notenbank. Sie kam einer kostenlosen Geldverteilung gleich.

Zur Freude der Investmentbanker.

Die Banker und die Investmentberater sind nicht schuld an der Krise. Banker sind Menschen – nicht gut, nicht böse –, und sie suchen für das Investment die höchste Rendite. Aber nehmen wir den Fall Bernard Madoff. Der Wall-Street-Investor hat angeblich 500 Milliarden Dollar vernichtet. Mag sein, dass dahinter kriminelle Energie stand. Aber das Erstaunliche ist doch, dass er von seinen Kunden 50 Milliarden Dollar einsammeln konnte. Im Kern haben wir es hier mit einem ungelösten Problem des Welthandels zu tun, der Ungleichheit, die der Freihandel seit Jahren hervorbringt.

Ist es nicht leicht, jetzt den Freihandel zu kritisieren? Er gilt auch als Wachstumsmotor der Weltwirtschaft.

Die liberale Theorie lässt sich sehr wortreich über die Vorzüge des Freihandels aus, der angeblich allein imstande ist, Produktion und Konsum zum höchstmöglichen Nutzen aller Menschen auf der Erde auszutarieren. Ich bestreite auch nicht die Vorteile des Freihandels. Er sorgt dafür, dass sich Nationen spezialisieren und das Kapital dort hinkommt, wo es den höchsten Ertrag bringt. Aber er führt auch zu einer Stagnation der Einkommen in den Industrienationen. Die internationale Konkurrenz hat dazu geführt, dass die Einkommen der Arbeitnehmer stagnieren und die Gewinne der Unternehmen stark ansteigen. Diesen Effekt haben Malthus und Keynes beschrieben. Wir haben es also auch mit einer Nachfragekrise zu tun.

Was soll das Gegenmittel sein? Eine Rückkehr zum Protektionismus und zum Nationalismus des 19. Jahrhunderts?

Für eine Übergangsphase sind protektionistische Elemente sinnvoll. Aber das Ziel darf nicht ein aggressiver nationaler Protektionismus sein, sondern ein kooperativer europäischer Protektionismus, der nicht anderen schadet, sondern der mit China, Russland und den Vereinigten Staaten abgestimmt ist. In Frankreich ist die Debatte über den Protektionismus bereits in Gang. Man hält mir vor, dass ein Protektionismus nur auf nationaler Ebene möglich sei. Aber wofür ich plädiere, ist ein europäischer Protektionismus unter der Führung von Deutschland und Frankreich. Ich sage dabei nicht, dass wir uns abschotten sollen. Ich bin wie Friedrich List, ein deutscher Ökonom des 19. Jahrhunderts, für eine wohldurchdachte Mischung aus Schutz für die eigenen Industrien und Freihandel. Es wird eine Generation dauern, um hier einen neuen Weg einzuschlagen. Das Gute ist: Wir haben Zeit. Anders

Emmanuel Todd

Der französische Bevölkerungswissenschaftler und Historiker Emmanuel Todd, 57, wurde in eine Intellektuellenfamilie hineingeboren. Sein Grossvater war der Schriftsteller Paul Nizan, sein Vater der Journalist Olivier Todd. Er studierte in Paris und promovierte in Cambridge. Er wurde bekannt durch seine Studie «La chute finale. Essais sur la décomposition de la sphère soviétique» (1976). Seitdem erschienen von ihm: «L'invention de l'Europe» (1994), «Das Schicksal der Immigranten» (1994), «Weltmacht USA. Ein Nachruf» (2002) und zusammen mit Youssef Courbage «Die unaufhaltsame Revolution» (2008). Emmanuel Todd forscht am Pariser Nationalinstitut für Demografie (INED).

als 1929 bedrohen uns keine totalitären Ideologien. Europa kann in Ruhe darüber nachdenken, welche Industrien es schützt. Übrigens wurden alle grossen Aufschwünge der Geschichte durch Protektionismus unterstützt: derjenige Englands im 17. Jahrhundert, der Aufschwung Deutschlands und der USA im 19. Jahrhundert, der Aufstieg Japans und zuletzt auch der Boom in China. Nur zwei Ländern gelang der Aufschwung völlig ohne Protektionismus: der Schweiz im 18. Jahrhundert durch ihre Qualitätstextilien und Dänemark mit Agrarprodukten. Durch gezielten Protektionismus könnten jetzt auch die USA ihre Probleme leichter lösen. Sie haben ihren Markt für chinesische und japanische Produkte geöffnet und dabei

«Wir haben Zeit. Anders als 1929 bedrohen uns keine totalitären Ideologien.»

ihre eigenen Industrien aufgegeben. Das erinnert an das Römische Reich. Durch den Zustrom landwirtschaftlicher Produkte und Waren aller Art aus Ägypten, Sizilien und Griechenland wurde die Schicht der Bauern und Handwerker aufgelöst.

Die Rettungspakete für Banken sind ja bereits staatlich gelenkt. Werden sie wirken, oder verschwindet auch dieses Geld im Nichts?

Es ist wichtig als Sofortmassnahme, dass die Staaten ihre Banken retten, es ist auch wichtig, die Industrie zu retten. Aber das löst nicht die Probleme. Dazu ist die Reorganisation der europäischen Wirtschaftspolitik nötig.

Hat die Schweiz mit ihrem Weg nach Europa angesichts der Situation den richtigen Weg eingeschlagen?

Die Schweiz ist, ob sie will oder nicht, wirtschaftlich ein Teil Europas und mit ihrem gelungenen Zusammenleben von Deutschschweizern, Frankophonen und Italienern sogar ein Europa en miniature. Das gute Funktionieren der Schweiz macht Hoffnung für Europa. Wir sind unterschiedlich, aber wir können gut zusammenleben. Die Schweizer haben ihren Vorteil genutzt. Sie haben sich ihr Europa à la carte ausgesucht.

Sie führen Wirtschaftssysteme auf anthropologische Phänomene zurück. Demnach haben das amerikanische Wirtschaftssystem und das deutsche ihre Wurzeln in vorindustriellen Familienstrukturen. Können Sie das erläutern?

Für den Bevölkerungswissenschaftler sind Familienstrukturen ein untrügliches Indiz für die Verfassung einer Gesellschaft. In England und den USA dominierte seit je die individualistische Kernfamilie mit freiem Erbrecht. Die Familie entlässt die Kinder früh in die Freiheit, und auch über ihr Erbe und über ihr Testament entscheiden die Eltern frei. Daraus entsteht sowohl die Idee der individuellen Freiheit wie auch die Akzeptanz von Ungleichheit. In Japan,

«Die autoritär-egalitäre Note ist in der Mentalität der Russen immer noch enthalten.»

Deutschland und in der deutschsprachigen Schweiz herrschte historisch die integrative Stammfamilie vor, zu der eine autoritäre Vaterfigur und ein inegalitäres Erbrecht gehören: Der Erstgeborene wurde bevorzugt. Auch diese Familie nimmt Ungleichheit als gegeben an. Sie legt aber mehr Wert auf den Zusammenhalt der Familie. Dieses integrative Element, die Verantwortung für die Familie, ist heute noch im Konzept der sozialen Marktwirtschaft enthalten. In Frankreich, besonders im Pariser Becken, dominierte das egalitäre Erbrecht. Und es ist kein Zufall, dass hier die Idee der Gleichheit geboren wurde. Die Dominanz des egalitären Erbrechts in Russland hat dazu geführt, dass der Kommunismus sich dort eher durchsetzen konnte als in Deutschland. Und es ist immer wieder auffällig, dass in Kulturen mit Stammfamilie – vom Judentum bis zu Deutschland und der Deutschschweiz – Ausbildung grossgeschrieben wird. Die Unterschiede in den Mentalitäten bestehen bis heute fort: Kürzlich diskutierte ich mit dem englischen Historiker Alan Macfarlane über das Erbrecht in Frankreich und England. Ich habe vier Kinder, und ich sagte ihm, dass in Frankreich per Gesetz ungefähr drei Viertel des Erbes gleichmässig an meine Kinder vertei-

lt werden. Nur über einen kleinen Teil kann ich frei verfügen. Es ist fast überflüssig, angesichts dieser Vorgaben überhaupt ein Testament zu verfassen. Mein Kollege fragte mich, was es für einen Sinn mache, Geld zu akkumulieren, wenn man nicht frei entscheiden könne, wem man es vererbt. Ich fragte zurück, was es für einen Sinn mache, Geld anzuhäufen, wenn es nachher nicht gleich an alle Kinder verteilt wird. Hier erkennen Sie die Mentalitätsunterschiede.

Sie schliessen daraus, dass der angelsächsische Liberalismus nicht für jedes Land geeignet ist.

Er wird ja auch nicht überall lupenrein umgesetzt. Nehmen Sie Russland: Die Leute denken, das Einwirken des Staates auf die Wirtschaft geschehe durch Putin. Aber hier kommt auch die Mentalität der russischen Grossfamilie zum Ausdruck, die von einer autoritären Leitfigur zusammengehalten wird. Diese Familie existiert heute in Russland nicht mehr. Aber die autoritär-egalitäre Note ist in der Mentalität immer noch enthalten.

Sie haben in Ihrem Buch über den Abstieg der USA als Weltmacht eine multipolare Welt kommen sehen. Wie sehen Sie die Rolle Chinas und Russlands aktuell?

Beide Länder sind stark von der Krise betroffen, da sie einseitig vom Export abhängig sind. Russland hat einen Aufschwung erlebt, erfährt aber gleichzeitig eine demografische Kontraktion. Die Bevölkerung wird ungebremst weiterschrumpfen, die Lebenserwartung der Männer liegt bei unter sechzig Jahren. Deshalb bin ich überzeugt, dass Russland keine Gefahr darstellt. Es versucht, seine Einflusszone wiederherzustellen. Aber es kann sich Konflikte mit dem Westen nicht erlauben.

Der Konflikt mit der Ukraine wurde auch zum Konflikt mit Europa. Sie haben einen Satz geschrieben, der direkt von Putin stammen könnte: «Historisch und soziologisch ist die Ukraine eine profillose Region, von der noch nie eine bedeutende Modernisierungsbewegung ausging.»

Im Grunde bildete die Ukraine eine Randzone des russischen Reichs, die ihre Anstösse aus dem Zentrum empfing. Die Lage dort ist kompliziert: mit ihren drei Bevölkerungsteilen, den unierten Ukrainern im Westen, den orthodoxen Ukrainern im Zentrum und den Russen im Osten. Die Frage bleibt offen, ob es die Ukraine in die Einflussphäre Russlands zurückzieht. Mangels einer eigenen Dynamik kann sie sich dem russischen Einfluss nur schwer entziehen. Die Lösung wäre, sie in eine Partnerschaft mit Russland und Europa einzubinden.

Aus demografischer Sicht erscheint auch ein Konflikt zwischen Russland und China möglich. Sehen Sie diese Gefahr?

Einerseits ist China riesig und dicht bevölkert, Sibirien hingegen nur äusserst schwach besiedelt. Andererseits ist die Geburtenrate Chinas ebenfalls sehr niedrig. China wird seine demografische Krise noch bekommen. Im Zusammenspiel mit der Wirtschaftskrise, von der China stark betroffen ist, könnte das egalitäre und revolutionäre Element der Chinesen noch erstaunliche Formen annehmen.

Amerika hat einen neuen Präsidenten. Wird er die Krise in den Griff bekommen?

Die Wahl Obamas ist ein gutes Zeichen. Ein Element, das ich an den USA des letzten Jahrzehnts kritisiert habe, das imperiale Ele-

«Sein gutes Image wird Obama helfen, noch mehr Staatsanleihen zu verkaufen.»

ment, gibt es nicht mehr. Jetzt muss Obama dafür sorgen, die industrielle Produktion wieder in Gang zu bringen. Er muss auch das Bildungssystem erneuern. Den USA fehlen Ingenieure. Die amerikanische Oberschicht schickt ihren Nachwuchs lieber auf Law Schools als an technische Universitäten. Aber die Dienstleistungen, denen Amerika sein scheinbares Wachstum verdankte, haben einen grossen Nachteil. Sie haben keinen Wert für den Export. Sein gutes Image wird Obama helfen, noch mehr Staatsanleihen zu verkaufen. Trotzdem rate ich den Investoren gegenüber den USA zu einem freundlichen Misstrauen.

Und wie erleben Sie persönlich die Krise?

Die Ironie ist: Meine psychologische Verfassung profitiert von ihr. Weil ich sie vorhergesagt habe, sind die Leute alle sehr nett zu mir. Mir persönlich geht es also sehr gut. Aber ich bin traurig für die Welt.

Youssef Courbage, Emmanuel Todd: Die unaufhaltsame Revolution. Wie die Werte der Moderne die islamische Welt verändern, 2008, 208 S., Fr. 30.90

«Mich fasziniert, dass hier noch geraucht werden darf»

Martin Parr ist einer der international gefragtesten Fotografen. Der Engländer über den Vergleich mit Andy Warhol, sein Verhältnis zum Jetset und einen verrückten Verleger aus Zürich.



«Pornografie reizt mich nicht sonderlich»: Fotograf Parr, 56.

Mr Parr, Sie besitzen eine Riesensammlung von Fotografien und Fotobüchern. Welches sind die besten Verlage?

Tolle Verlage für moderne Fotografie sind zum Beispiel Nazraeli Press oder Steidl, Twin Palms/Twelvetrees Press. Ich sammle jedoch vor allem ältere Fotos, solche, die Gefahr laufen, vergessen zu werden.

19. oder 20. Jahrhundert?

Vor allem Nachkriegsfotografie des 20. Jahrhunderts.

Kennen Sie Schweizer, etwa Lars Müller Publishers?

Er macht gute Bücher. Und da ist auch noch dieser Verrückte in Zürich, wie heisst er doch gleich?

Meinen Sie Dino Simonett?

Ja, den Herausgeber der Edition Dino Simonett.

Sie vergrössern oft Details. Wie denken Sie über Pornografie?

Eine Riesenindustrie, aber Pornografie reizt mich nicht sonderlich, selbst wenn manche meiner Bücher zum Teil pornografische Interessen bedienen mögen.

Sind Sie eine Art britischer Andy Warhol?

(Lacht) Nicht wirklich. Andy Warhol war ein ganz aussergewöhnlicher Künstler. Sie werden von mir nicht zu hören bekommen, dass ich ein Genie bin, denn das bin ich nicht.

Was haben Sie mit ihm gemeinsam?

Sehr wenig – zwei Beine und viele Bücher.

Und das Interesse am Jetset?

Warhol arbeitete im Gegensatz zu mir mit Multiples. Er erfand eine neue Sprache, die heutzutage von vielen missbraucht wird. Wenn Sie sich umschauchen, sehen Sie auch hier eine Menge Leute mit Geld. In diesem Sinn bin auch ich Jetset-interessiert.

In Ihrem Buch «Common Sense» kommt die Farbe Pink häufig vor. Verkörpert Pink nicht gerade das Gegenteil von Ihnen?

Vielleicht ist das so, obwohl ich darüber nie nachgedacht habe.

Bedeutet Ihnen Musik etwas?

Ich mag Musik und kaufe hin und wieder ein paar CDs, damit hat es sich schon. Ich spiele auch kein Instrument.

Sind Sie ein Leser?

Ich lese Zeitungen und Zeitschriften, selten Romane. Dafür bin ich zu ungeduldig. Ich sehe gern TV, BBC. In Grossbritannien haben wir sehr gutes Fernsehen, besseres als die meisten Länder. Ich schaue mir Dokumentarfilme an, Comedys, alles Mögliche.

Soaps?

Nein, weil ich ja kaum je zu Hause bin.

Es gibt von Ihnen ein Büchlein mit dem Titel «autoportrait». Auf dem Cover sehen Sie aus wie ein grosser Schuljunge. Wie alt fühlen Sie sich?

Ich fühle mich genauso alt, wie ich bin. «Autoportrait» war eine Hommage an die Studioporträts. Ich reise sehr viel und komme immer wieder mit solchen Porträts in Berührung.

Sie fotografieren oft Hunde. Sind Sie ein Hundenarr?

Keineswegs. Trotzdem übernahmen wir schon die Aufgabe, auf den süssen Hund unserer Tochter aufzupassen. Ich integriere Hunde, Tiere überhaupt, gerne in meine Bilder.

Haben Sie drei Vorbilder?

Den englischen Schauspieler, Regisseur und Schriftsteller Alan Bennett («Beyond the Fringe») sowie die Fotografen Garry Winogrand und Robert Frank.

Sie sind nicht zum ersten Mal hier. Gefällt Ihnen die Schweiz?

Ja, natürlich. Und ich bin ganz fasziniert davon, dass hier in den Bars und Restaurants überall noch geraucht werden darf. Das gibt es fast nirgends mehr in Europa.

In der Galerie Nicola von Senger, Limmatstrasse 275, Zürich, ist die Ausstellung «Martin Parr: Luxury» noch bis 21. März zu besichtigen. www.nicolavonsenger.com

Die Fragen stellte Jürg Zbinden.

Caramba, Caracho, ein Whisky

Von Jürg Zbinden

«Johnny, wenn du Geburtstag hast...», säuselte Marlene Dietrich mit rauchig verhangener Stimme, obwohl ihr Johnny mit «y» und nicht mit «ie» wie der Johnnie von Johnnie Walker endete. Der Scotch hat viele Rivalen, populäre Bourbons wie den Four Roses und eine unübersichtbare Zahl von Single Malts. Ob man seinen Whisky als Cocktail genießt, zum Beispiel als «Whisky Sour» (den vielleicht besten gibt es in der Bar der Zürcher «Kronenhalle») oder als «Old Fashioned», oder ob man ihn pur oder auf Eis trinkt, bleibt jedem freigestellt. Folgende Whiskys testen die Männertreue.

1 — Die Single Highland Malts der Destillerie The Dalmore tragen das Logo des Hirschkopfs. Aus der aktuellen Range stammen der Fifteen (Fr. 110.–) sowie der 1263 King Alexander (Fr. 259.–). Ersterer wurde nur in Sherry-Fässern gelagert, während der Königliche zusätzlich in Port-, Vintage-Bourbon- und Cabernet-Sauvignon-Fässern ruhte, um seinen Charakter voll zu entfalten. Erhältlich bei Globus.

2 — Gentleman Jack: Der Tennessee Whiskey, ein grundehrlicher Bourbon, reift während vier bis sechs Jahren in ausgebrannten Weiss-eichenfässern und erhält dadurch seine goldbraune Farbe. Mit Fr. 46.90 taugt er auch für einen ordentlichen Schluck zwischendurch.

3 — Isle of Jura 40: Ebenfalls von der Isle of Jura stammt der 40-jährige, eine Rarität, von der es weltweit nur 800 Flaschen gibt. Mit Aromen aus getrockneten Früchten, Haselnüssen und Bananen, Matusalem Sherry, Marzipan, Mandeln, Orangenschale. Der Preis: stolze Fr. 3150.–.

4 — Isle of Jura Superstition: Er vereint zwei charakteristische Elemente der sagenumwobenen Isle of Jura – kräftig und mit ausgeprägtem Torf-Akzent das eine, warm und freundlich das andere. Der Name gründet auf dem Aberglauben, der es den Menschen verbietet, im April Torf zu stechen. Fr. 92.40. Beide Single Malts zu beziehen über Haecky Drink & Wine AG, Tel. 061 716 81 20.

5 — Talisker 57° North: Im Schutz der Cuillin-Berge besteht seit 1830 Talisker, die einzige Destillerie auf der Isle of Skye. Der Single Malt trägt die kräftigen maritimen Noten des Atlantik, mit Salz, Teer und Seetang. Fr. 89.–, in ausgewählten Warenhäusern und im Fachhandel.



1



2



3



4



5



Auto

Lautloser Futurist

Der Tesla Roadster ist ein Elektroauto. Und was für eines. Unser Kolumnist ist hingerissen. Von Ulf Poschardt

Die Zukunft ist eine komische Sache. Manchmal, so scheint es, reisst das historische Kontinuum auf, und wir sehen, was kommen wird, weil sich ein Emissär des Künftigen in unser Leben verirrt hat. Mir ist das letzte Woche passiert. Der Tesla Roadster wartete auf eine Probefahrt.

Mit meiner durchschnittlichen Grösse von 185 Zentimetern wurde es eng beim Einsteigen ins Elektroauto. Mark van Huisseling, der Titan unter den *Weltwoche*-Autoren, wäre wohl gescheitert. Dabei würde ihm als Maserati-Fahrer und Roter-Teppich-Experten das Auto

wohl gut gefallen. Zum einen, weil es bisher nur von George Clooney und ein paar Multimillionären in Hollywood gefahren wird, zum anderen, weil es derart viel Fahrspass bietet. Von null auf hundert soll der Tesla in 3,4 Sekunden beschleunigen. Gewöhnungsbedürftig ist zunächst die Stille. Der freundliche Europa-Marketing-Chef erklärt mir die Bedienung, die denkbar einfach ist. Ich will den Tesla starten, doch der Manager erklärt grinsend, dass er schon läuft. Man hört es nur nicht. In kastigen Elektroautos hat man das einkalkuliert, nicht jedoch in dieser Flunder, in der man nach dem Start aus jahrzehntelanger Gewohnheit das satte Blubbern eines Sechs-, Acht- oder Zwölfzylinders erwartet.

Ohne ein Geräusch rollt der Wagen auf die Strasse und auf die Ampel zu. Da viele Teile des Tesla von der Elise von Lotus abstammen, sitzt man entsprechend tief und mit allerdirektestem Kontakt zum Strassenbelag. Schon in der ersten Kurve nutze ich dies trotz verregneter Fahrbahn zu einem heftigen Tritt auf das Gaspedal. Der Tesla schiesst wie ein Projektil nach vorne. Zur Freude meines Beifahrers juble ich

laut und euphorisch. Ein derartiges Drehmoment, geräuschlos und ohne Gangwechsel, wirkt ebenso gespenstisch wie futuristisch.

Vor genau hundert Jahren veröffentlichte F. T. Marinetti das «Futuristische Manifest» und besang die Schönheit gefährlicher Sportwagen als etwas, das schöner sei als jedes Kunstwerk. Hundert Jahre später ist die automobiler Pracht überschattet von der ökologischen Krise und dem nahen Ende des Ölzeitalters. Diese Sorge bin ich seit letztem Donnerstag los: Elektroautos werden uns unendlich viel Freude bereiten. Noch kosten die Batterien 22 000 Dollar, sind zentnerschwer und benötigen den gesamten Kofferraum, doch jedes Jahr wächst das Engagement der grossen Autohersteller in der Batterieforschung.

Voller Begeisterung trete ich den Tesla durch die Umgebung. Jedes Überholmanöver gelingt, das Drehmoment bei bis zu 14 000 Umdrehungen in der Minute erscheint unwirklich angesichts eines Motors, der so gross ist wie eine üppige Wassermelone. Der Computer, der die Fahrt steuert, erinnert, im Heck platziert, an ein riesiges schwarzes Keyboard. Die Kühlflüssigkeit für ihn und das Wasser für die Scheibenwischanlage sind die einzigen Flüssigkeiten im Tesla. Feucht war gestern. Es lebe die Zukunft.

Ulf Poschardt ist stellvertretender Chefredaktor der *Welt am Sonntag* in Berlin.

Tesla Roadster

Leistung: 248 PS; Höchstgeschwindigkeit: 201 km/h (abgeregelt)
Preis: 99 000 Euro



Jeden verdammten Sonntag

Ein Heimkino ist eine schöne Sache. Aber können Lautsprecher von der Grösse einer Espressotasse gut klingen? Von David Schnapp

Heimkino besteht nicht nur aus einem Fernseher oder Beamer mit möglichst grossem Bild, sondern vor allem aus einem wirkungsvollen Tonsystem. Für eine durchschnittliche Stube benötigen die Surround-Anlagen aber sehr viel Platz, und man muss einige Meter Kabel durch die Wohnlandschaft ziehen. Wir haben also eine kompakte Lösung ausgewählt und unser Heim mit der DAV-IS50 von Sony bestücken lassen. Der grosse Vorteil dieses Systems: Die Lautsprecher der Anlage sind klein, nicht grösser als eine Espressotasse.

Das Einrichten geht verhältnismässig zügig. Die Anlage besteht aus der Zentrale, einer schön designten Kiste mit berührungsempfindlicher Steuerung, in der ein DVD/CD-Player mit Frontlademechanismus sowie der Raumklangverstärker untergebracht sind. Dazu stellt man den recht voluminösen Subwoofer, der für eindruckliche Bässe sorgt. Vorne werden drei der Espresso-Lautsprecher aufgestellt. Sogar Wandhalterungen für die Boxen werden mitgeliefert. Der zweite grosse Vorteil der Anlage: Die beiden hinteren Lautsprecher werden über eine separate Funkeinheit (S-Air) betrieben, das heisst, es braucht keine Kabel zwischen der Steuerungseinheit und den hinteren Lautsprechern.

Dann kommt der dritte grosse Vorteil zum Tragen: Mit einem Mikrophon misst die Anlage sich selber ein und regelt die entsprechenden

Parameter für einen optimalen Klang.

Wir nehmen als Referenz Oliver Stones «Any Given Sunday», der Football-Film ist mit seiner Mischung aus dominantem Soundtrack, Dialogen und Soundeffekten ein harter Test für jedes Raumklangsystem. Unsere Sony-Anlage erweist sich als wirkungsvoll, vor allem die Musikeile kommen dank des grossen Subwoofers kraftvoll zur Geltung. Wie jedes Kompaktsystem mit kleinen Lautsprechern hat auch dieses eine Schwäche, wenn es um Dialoge geht, für die hauptsächlich der Center-Lautsprecher zuständig ist. Werden im Film gesprochene Worte mit Musik unterlegt, ist die Verständlichkeit nicht immer optimal, mit individuellen Anpassungen der Lautstärke lässt sich aber noch einiges herausholen.

Als Heimkinoanlage hat uns die Sony mit ihrer kompakten Bauweise überzeugt. Das System lässt sich mit Einschränkungen auch als Musikanlage betreiben. Der Ton ist zwar angesichts der geringen Grösse der Lautsprecher – vom Subwoofer abgesehen – gar nicht schlecht, mit einer vollwertigen Hifi-Anlage aber nicht zu vergleichen.

Sony-DVD-Heimkinosystem DAV-IS50.

5.1 Surround Sound, Gesamtleistung 550 Watt. DTS/Dolby Digital. DVD/CD-Wiedergabe. Upscaling 720p/1080i über HDMI. AM/FM-Tuner. 1 Center-, 2 Front- sowie 2 Surround-Lautsprecher. 1 Subwoofer. Fr. 1399.–. www.sony.ch

Beaujolais à l'ancienne

Von Peter Rüedi



Die Architektur, in der wir fast alle leben müssen, zwingt uns zu Fast Food. Keller wird die von Heizungsrohren durchzogenen Zivilschutzabteile keiner nennen wollen. Ein ganzes Segment des nutritiven Angebots ist so nur noch beim Grossverteiler à prendre ou à laisser, nämlich alles, was kühl, aber nicht im Kühlschrank gelagert gehört: Käse, Wurstwaren. Und eben auch Wein. Also kaufen wir den trinkfertig. Das ist entweder sauteuer, oder wir finden uns mit dem ab, was auf schnellen Genuss hin produziert ist.

Was noch schwerer verständlich macht, weshalb ein Wein, der vor einem Dritteljahrhundert noch ein Gutteil des schweizerischen courant normal ausmachte, so – Pardon – im Verschiss ist. Selbst Philipp Schwander, dessen Master-of-Wine-Aura seiner Kundschaft auch bescheidenere Kreszenzen zuverlässig verklärt, kapituliert vor dem Beaujolais. Einen solchen anbieten sei «ja fast, als wollte ich jemandem ein Pornoheft andrehen». Das Schmuttelimage ist eine Folge des fastest Food im Weingeschäft, des Beaujolais-nouveau-Marketings. Es hat eine ganze Appellation in Verruf gebracht.

Dabei ist seit einiger Zeit eine neue Generation von Winzern am Werk, die im südlichen Burgund, in den einst berühmten Lagen Juliéna, Moulin-à-vent, Fleurie, Morgon, Brouilly etc., wieder Qualität statt Masse sucht und die Gamay und ihr Terroir passioniert interpretiert. Einer von ihnen ist Pierre-Marie Chermette. Er verzichtet konsequent auf Aufzuckerung, künstliche Hefen, Filtrierung. So kommt von den Granitböden seiner Domaine du Visoux sozusagen 1:1 ein lebendiger, fruchtiger, mineralischer Beaujolais vieilles vignes, ein Wein mit ansteckend guter Laune. Solid und doch elegant. Charaktervoll und zugänglich. Wenig Alkohol, viel Substanz. Gamay at its best. Eine Flasche, vor der wir nicht andächtig in die Knie sinken, bei der wir aber das letzte leere Glas nicht mit dem Gefühl wegstellen, wir hätten uns unter unserem Niveau vergnügt. Ein Wein eben, dessen Lebensdauer von Natur aus unseren zweifelhafteren Lagermöglichkeiten angemessen ist.

Beaujolais vieilles vignes Cuvée traditionnelle 2007. Domaine du Vissoux. 11,5%. Divo, Penthalaz. Fr. 12.85 (www.divo.ch/club@divo.ch)



Kino kompakt: Sony-DVD-Heimkinosystem DAV-IS50.

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Daniel Kehlmann:** *Ruhm (Rowohlt)*
- 2 (2) **Simon Beckett:**
Leichenblässe (Wunderlich)
- 3 (3) **Charlotte Roche:**
Feuchtgebiete (Dumont)
- 4 (-) **Philip Roth:** *Empörung (Hanser)*
- 5 (-) **Daniel Glattauer:**
Alle sieben Wellen (Zsolnay)
- 6 (6) **Paulo Coelho:** *Brida (Diogenes)*
- 7 (4) **Carlos Ruiz Zafón:**
Das Spiel des Engels (S. Fischer)
- 8 (5) **Susanna Schwager:** *Das volle Leben –
Frauen über 80 erzählen (Wörterseh)*
- 9 (-) **T. C. Boyle:** *Die Frauen (Hanser)*
- 10 (10) **Sandra Brown:** *Warnschuss (Blanvalet)*

Sachbücher

- 1 (1) **René Zeyer:**
Bank, Banker, Bankrott (Orell Füssli)
- 2 (3) **Mikael Krogerus, Roman Tschäppeler:**
50 Erfolgsmodelle (Kein & Aber)
- 3 (4) **Rhonda Byrne:**
The Secret – Das Geheimnis (Goldmann)
- 4 (-) **Karl Wild:** *Hausi Leutenegger (Huber)*
- 5 (6) **Bernhard Moestl:**
Shaolin (Droemer/Knaur)
- 6 (2) **Barack Obama:**
Hoffnung wagen (Riemann)
- 7 (5) **Rüdiger Schache:** *Das Geheimnis
des Herzmagneten (Nymphenburger)*
- 8 (-) **Guinness World Records 2009**
(Bibliographisches Inst. und F. A. Brockhaus)
- 9 (7) **Barack Obama:**
Ein amerikanischer Traum (Hanser)
- 10 (-) **Verena Wermuth:**
Der geliehene Engel (WOA)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband
SBVV/Media Control

Apropos: Alfred A. Häsler

Seit der ersten Veröffentlichung seines Buches «Das Boot ist voll» im Jahr 1967 sind zahlreiche historische Studien erschienen, die den Umgang der Schweiz mit den Flüchtlingen von 1933 bis 1945 thematisieren. Die meisten konsultiert man, Alfred A. Häsler aber liest man nach wie vor. Für die Taschenbuchausgabe des Diogenes-Verlags hat Roger de Weck ein ausgezeichnetes neues Vorwort geschrieben. Er würdigt darin den unbequemen, aber nie unerbittlichen und schon gar nie herzenskalt Autor Alfred A. Häsler, vergegenwärtigt die Bedeutung und Brisanz von «Das Boot ist voll», macht deutlich, wie fatal es ist, wenn Flüchtlingspolitik zur «Kosten-Nutzen-Frage» wird und «die Herrschaft des Zweckmässigen» mehr gilt als das Rechtmässige. (js)

Literatur

«Deutschland bis zum Erbrechen»

Günter Grass hat sein Tagebuch aus dem Jahr der deutschen Wiedervereinigung veröffentlicht. Lieber als über Politik schreibt der Nobelpreisträger über deftiges Essen. Von Rüdiger Görner

Was fällt einem noch zum Thema «Deutschland» ein? Jahrestage schaffen Anlässe; und Gelegenheiten machen (manche) geschwätzig. Bringen Gedanken an das Deutsche unsere Schriftsteller noch um den Schlaf? «Schwarzsehen – oder den Dichter Handke um heilende Wörter bitten», steht in dem immer noch erschütternden Band «Totes Holz» (1990) von Günter Grass. Das deutete auf Arbeitsteilung unter den ehemaligen Gruppe-47ern: Grass, der schwarzsehende «vaterlandslose Geselle», der das Deutsche politisch nur in konföderierter Form für europa- und weltverträglich hielt, sorgte für Verstörung inmitten der Vereinigungsfreude 1989/90; und Handke gab sich damals scheinbar rein ästhetisierend – noch war der Balkankrieg nicht ausgebrochen und seine Sympathie für Milosevic nicht aktenkundig.

«Tagebuch 1990» – was da noch alles vor Grass lag: der Verriss des Jahrzehnts, den sein Roman «Ein weites Feld» (1995) erlitt, der Nobelpreis (1999), das Geständnisjahr in Sachen Mitgliedschaft in der Waffen-SS (2006) mit nicht mehr überbietbarem Medienecho.

Und heute? Reist Handke in eine serbische Enklave im Kosovo, und Grass überarbeitet sein im Jahre 1990 geführtes Tagebuch. Ob sich darin mehr schockierende Selbstenthüllungen finden als in seinem Erinnerungsbuch «Beim Häuten der Zwiebel»? Schwerlich möglich. Bietet es mehr Familiäres als letztes Jahr die Geschichte von seiner Agfa-Box? Kaum. Es geht vielmehr um allzu deutsche Irrungen, die aber beim Pilzesuchen in den Korkeichenwäldern oberhalb von Casais ihren Ausgang nehmen, um auch dort, in Portugal, wieder zu enden.

Seltsam, das weiter zurückliegende «Tagebuch einer Schnecke», das Grassens Wahlkampfeinsatz von 1969 für Willy Brandt zum Thema hatte, wirkt, was seine politischen Reflexionen angeht, frischer, unverbraucher als dieses Unterwegssein in Sachen deutsche Befindlichkeit auf dem Weg zur Vereinigung. Zugegeben, man kennt die Haltung von Grass zum Thema deutsch-deutsche Vereinigung hinlänglich, erinnert seine Warnungen vor einem blossen Anschluss der DDR unter dem Vorzeichen der Deutschen Mark, sein Plädoyer erst für eine Konföderation der deutschen Staaten, dann allenfalls für einen Bund deutscher Staaten, eine Art deutscher Bundesgenossenschaft ohne Eid. Man hat sie noch vor Augen, seine «Kurze Rede eines vaterlandslosen Gesellen», seine Texte über das «Schnäppchen namens DDR» und später seine bittere Kritik an

einem vereinten Deutschland, das zum blossen «Standort» zu verkommen drohe. Nun, manches hat sich gründlicher als je gedacht verändert: Die Deutsche Mark ist im Euro aufgegangen, und das Prinzip Kapitalismus krank – kaum zwei Jahrzehnte nach dem Zerfall der sozialistischen Staatenwelt – am grössten Selbstbetrug seiner Geschichte solchermassen, dass der (lange so verteuflte) Staat über Nacht zur Dauerintensivstation seines teuersten Patienten geworden ist.

Was die politischen Kommentare von Grass angeht, so finden sich in diesem Tagebuch keinerlei Überraschungen. Eher dokumentiert es seine Ernüchterung – über das Scheitern «seiner» SPD im Wahljahr 1990, die ihn zunehmend irritierte und ihn beinahe aus der Partei austreten liess, seine Sympathien für die Grünen. Hinzu kommt die Einsicht, dass «zum Thema Deutschland alles gesagt und geschrieben» sei (er meint: von ihm selbst), was ihn mit «Erschöpfung und Genugtuung» erfüllt. Gelegentlich beschleicht einen die Frage, ob Grassens Misstrauen gegen die Vereinigung etwas damit zu tun haben könnte, dass er sich zu dieser Zeit selbst zu misstrauen begann. Aber das hiesse wohl, sein Tagebuch als weitere Schicht der «Zwiebel» aufzufassen, die es zu häuten galt. Nein, die Lektüre dieses Tagebuchs lohnt aus anderen Gründen; sie sind jedoch in erster Linie ästhetischer Art.

Bodenlose Geschmacklosigkeit?

Aufschlussreich ist, in diesem Tagebuch nachzuerfolgen, wie verschiedene Stoffe in Grass zu jener Zeit miteinander konkurrierten. Die «Unkenrufe» zeichnen sich als neues novellistisches Projekt ab; unausgesetzt entstehen weitere Lithografien für den Band «Totes Holz»; Motive seines künftigen Romans «Ein weites Feld», damals noch unter dem Titel «Treuhand» geführt, durchziehen dieses Tagebuch, in dem er sich zunehmend Fontane als Alter Ego an die Seite stellt; diverse Reden gilt es zu verfassen, «Forderungen des Tags» genügend, Reisen, Lesungen abzuhalten, immer wieder aus dem Stück «Die Plebejer proben den Aufstand», das sich in der DDR zwischen Mauerfall und Selbstauflösung neuer Beliebtheit erfreut. Das Projekt «Krebsgang» gewinnt Kontur. Aber dann stösst man auf einen Satz, der einem so gesinnungsreflektierten, sprachbewussten Schriftsteller einfach nicht unterlaufen darf: «Nachdem oben der Gasofen funktionierte, begann ich mit der Niederschrift von «Schreiben nach Auschwitz».



«Schnäppchen namens DDR»: Berlin, 12. November 1989, drei Tage nach der Maueröffnung.

Was ist das? Nachlässigkeit? Bittere Ironie? Oder einfach eine bodenlose Geschmacklosigkeit? Eine Unmöglichkeit ist dieser Satz, das gewiss. Dieser Fauxpas ist tröstlicherweise die Ausnahme, aber er genügt, um einem das ganze Buch zu verderben oder zumindest Abgründe aufzuzeigen, die sich nicht aus der von Grass so heftig kritisierten Einbahnstrasse zur Einheit ergeben. Anders ist es bestellt um die Bemerkung: «Die beklemmend lockere Grenzkontrolle» von Ost- nach Westberlin am 10. Februar 1990. Empfund denn Grass die scharfen Grenzkontrollen vor dem Fall der Mauer als weniger beklemmend?

Animalisches und Geistiges

Vielleicht aber ist die eigentliche Überraschung dieses Tagebuchs, in Günter Grass einen Bewunderer von Rilkes «Malte Laurids Brigge» zu finden: «Ein Buch, das bleiben wird, sofern Bücher bleiben werden», lautet sein freilich schon wenig später etwas revidiertes Urteil. Ich konnte mir bislang Grass gleichfalls nicht als Hörer von Bachs «Magnificat» vorstellen; aber auch das verzeichnet dieses Logbuch eines deutschen Vaganten, der irgendwann, seiner deutschen Identität überdrüssig, nach Brüssel schreibt und um einen «europäischen Pass» bittet.

Man lernt auf diesen Seiten so manches: dass Grass eine «Nespereira, also einen Mispelbaum, der saftig säuerliche Früchte verspricht», in seinen portugiesischen Garten gesetzt hat und Salbei offenbar sein Lieblingsgewürz ist. Überhaupt bestimmt das Kulinarische wieder einmal viele dieser Seiten: Petrusfisch, diverse Gemüse nebst süßen Kartoffeln und saurem Rahm, Kutteln und Rinderzungen, Kaninchen mit Polenta und was dieser Schriftsteller sonst noch alles an meist Deftigem auftischt. Einmal sind Günter de Bruyn und Erich Loest zu Gast. Es gibt Spargel, Pellkartoffeln mit Schinken. Die Aussicht auf ein öffentliches Gespräch danach verleitet Grass zu der Bemerkung: «bis zum Erbrechen Deutschland einfach und doppelt». Woher die Magenverstimmung wohl herrührte? Dass Grass zuvor aus Portugal eine Dreiviertelliterflasche mit Tintenfischfarbe nach Behlendorf mitnimmt, verbindet dann irgendwie das Animalische mit dem Geistigen. Ansonsten kommt die triebhafte Körperlichkeit in diesem Tagebuch eher zu kurz. Eine Schamhaarrasur erfolgt nur zur Vorbereitung einer Leistenbruchoperation. Da sollte es in seinem vor Sinnlichkeit nur so triefenden Band «Letzte Tänze» (2003) noch ganz anders zugehen.

Dann wieder bietet das Tagebuch Formulierungen, für die man Grass nur dankbar sein

kann, etwa wenn er davon spricht, sich in sich selbst «zurückzuschreiben», oder wenn er in Paris erstmals La Défense sieht und diesen postmodernen Triumphbogen und Ministerium in einem als «eine in Architektur umgesetzte De-Chirico-Landschaft» bezeichnet und fragt: «Kann man von «kühnem Kitsch» sprechen?»

Bleibt das «Leiden an Deutschland» (Thomas Mann), diese «bedrückende Vorstellung von einem Deutschland», wie Grass notiert, «das meines nicht mehr sein kann»? Dem folgt der Vorsatz: «Will über die Hässlichkeit dieser Vereinigung schreiben.» Grass, der Unkenrufer, Kassandras Anwalt mit Kalkutta-Erfahrung, ein gebranntes Kind mit später Reue: Eines teilt er mit allen politisch gesinnten Schriftstellern – die Sorge, als Dichter politisch nicht ernst genommen zu werden. Diese Sorge trieb ihn auch 1990 quer durch deutsche Lande bis nach Polen und zurück; von einem Fernsehstudio ins andere von Berlin bis Paris, unterwegs in Sachen Deutschland – um wo anzukommen? Bei sich im pluralen Zuhause, in Behlendorf, auf der dänischen Insel Møn und in Vale das Eiras.

Günter Grass: Unterwegs von Deutschland nach Deutschland. Tagebuch 1990. Gerhard-Steidl-Verlag. 259 S., Fr. 36.50

Tsotsis und Bebbis

Von Peter Rüedi

Im Schatten der Giganten wächst kein Gras. Die Musik, die John Coltrane ausgestossen hat wie einen Magmastrom, haben nach seinem Tod Heerscharen von Jüngern als erstarrte Lavalandschaft vermessen. Sie transkribierten seine Improvisationen, aber als Spieler versengten sie sich an der Glut ihres Vorbilds. Die Kopien der Epigonenklänge wie unwillige Parodien. Nicht viel anders war es zuvor den Nachfolgern von Charles Parker ergangen. Nur wenige lösten sich aus der hypnotischen Paralyse. Allen voran Ornette Coleman. Er verwandelte Parkers engkurvigen, harmoniebezogenen Bebop in eine frei fliegende tänzerische Melodik. Heute ist Ornette selbst eine der Übergrößen, denen mit Hommagen gehuldigt wird. Meist mit mässigem Erfolg.

Mit Ausnahmen. Die CD eines Schweizer Quartetts um den südafrikanischen Schlagzeug-Veteranen Makaya Ntshoko ist so eine. Der Musiker kam vor bald einem halben Jahrhundert nach Europa und wurde bekannt im Trio des Pianisten, der sich Dollar Brand nannte. Aber anders als Abdullah Ibrahim schaffte Makaya Ntshoko nie den Sprung in den Ruhm. Er jobbte in Dänemark, leitete zwischendurch eigene Gruppen, immer mit mässigem Erfolg. Nun, mit knapp siebzig, ist er zurück mit einer Hausformation des Basler Klubs «Bird's Eye». Es ist die beste Band, die er je hatte: mit Andy Scherrer am Tenorsax, Stephan Kurmann am Bass und der jungen Vera Kappeler am Piano.

Die vier spielen zwei südafrikanisch inspirierte Originale von Ntshoko, einen Titel von Steve Swallow und vier Stücke von Ornette Coleman, aber so, dass daraus etwas Neues wird: mitten aus dem wärmenden Mutterbauch des Jazz die offenste, inspirierteste Musik. Ntshoko ist ein sehr expressiver «afrikanischer» Perkussionist, Kurmann ein gewiefter Stratege des Kontrapunkts, Scherrer ein hinreissender Melodiker, und Vera Kappeler ist die grosse Überraschung: ein ätherisches Wesen, das mit behutsamem Eigensinn kühne Akkorde und immer leicht aus dem Lot balancierte Linien gegen den vermeintlichen *courant normal* setzt. Schön. Und schön beunruhigend.



Makaya Ntshoko & the New Tsotsis (Andy Scherrer, Vera Kappeler, Stephan Kurmann): Happy House. Steeple Chase SCCD 31651

Freiwillig einmauern

Der Westschweizerin Ursula Meier gelingt mit «Home» eine glänzende Satire auf die eidgenössische Mentalität. Von Wolfram Knorr



Seelen-Asthma an der Autobahn: Isabelle Huppert (l.) in «Home».

Ein Schweizer Film, der sich ins eidgenössische Weltbild hineinbohrt und es mit Sarkasmus von innen nach aussen stülpt, typische Befindlichkeiten dramatisiert – das ist eine Rarität und eher im Westschweizer als im Deutschschweizer Film zu finden. «Home», das Erstlingswerk der Westschweizerin Ursula Meier bestätigt dies. Mit souveräner Selbstsicherheit erzählt sie eine herrlich absurde Geschichte, die von Szene zu Szene eine Eigendynamik entwickelt und einen aktuellen, helvetischen Mentalitätskosmos zum Leuchten bringt. Unmittelbar neben einer stillgelegten Autobahnstrecke, weit weg von urbanem Zugriff, haust in einem hässlichen Betonbau eine fröhliche fünfköpfige Familie. Der Papa fährt täglich zur Arbeit, die Kinder gehen brav zur Schule, und die Mama (Isabelle Huppert) versucht im heimischen Chaos täglich Ordnung zu halten.

Es herrscht harmonische, unbürgerliche Lockerheit; erste Risse bis zu desolater Auflösung folgen, als die stillgelegte Autobahn unverhofft wieder an den Transitverkehr angeschlossen wird. Von einem Tag auf den anderen dröhnen und röhren und hupen die Brummis und PKWs über die Piste und zerstören sukzessive das Familienidyll. Während die älteste Tochter entnervt einen Reisestau vor ihrer Nase nutzt, um mit einem Sportwagen-Beau buchstäblich vom Acker zu gehen, fängt die Restfamilie an, statt auch das Weite zu suchen, sich im Haus einzu-

mauern. In selbstgewählter Taubheit und Stickluft eingepfercht, während draussen das Leben vorbeilärmt, kommt es im Inneren der vier Wände zu Seelen-Asthma.

Ursula Meier sucht keine «Abgründe», sondern blickt in der grotesken Verknotung zweier Gegenwelten, Stillstand gegen Bewegung, mit der Ironie der Satirikerin auf ein typisch schweizerisches Verhalten, das der Genfer Jean-Louis Roy 1970 in «Black Out» ähnlich darstellte: Ein altes Ehepaar verbarrikadiert sich im eigenen Bunker aus Angst vorm Eindringen fremder Mächte. Roys düsterer Eigenbrötler-Klaustrophobie setzt Meier eine helle, verführerische Freiheit entgegen. Mit enthemmter Behaglichkeit hat die Familie sich in ihr eingenistet und erinnert dann, wenn ihre Geborgenheit bedroht wird, verblüffend an Friedrich Dürrenmatts Essay «Die Schweiz – Ein Gefängnis». Meier nennt ihr Debüt «Anti-Roadmovie»; die Familie tritt auf der Stelle und verweigert sich stur einem Wohnortwechsel. Die Bruchbude als heimeliges Refugium und die Autobahn als stürmisch dahinjagende Welt, das klingt konstruiert, wird aber durchs glänzende Ensemble-Spiel spontan und real – und mittendrin Isabelle Hupperts Gesicht: tief wie ein dunkles stilles Wasser.

Home. Regie: Ursula Meier. CH/F/B 2008

Unsere Jungfrau Maria

Morrissey, das Rätsel, der *charmer*, der Menschen Freund und Feind. Von Albert Kuhn

Das Unwichtigste vorweg: Es scheint interessant zu sein, als homosexuell zu gelten – und es nicht zu sein. Kurt Cobain, hetero, hat das eine Weile lang ausgekostet. Die Art von Ausenseiterrolle sei für ihn schon fast eine Identität gewesen. Aber Achtung, *don't try this at home*: Die Methode taugt nur für Menschen, die schiefe Blicke und unverhohlene Verachtung restlos geniessen können. Steven Patrick Morrissey – geboren am 22. Mai 1959 in Manchester, Sohn irisch-katholischer Einwanderer – spielt dieses Spiel seit fünfundzwanzig Jahren. Hier sagt er, er sei nicht hetero, da, er sei nicht schwul, und noch woanders bezeichnet er sich als «älteste Jungfrau Grossbritanniens». Ein Nichts, ein Rätsel.

Als Morrissey am 24. April 1984 in der Roten Fabrik Zürich als Sänger von The Smiths auftrat und dandyesk mit Gladiolen herumfuchtelte, war schnell klar: Hier findet etwas Neues statt. Das war weder Punk noch New Wave, noch Rap – am ehesten eine eigene, kaum kopierbare Spielart von New Romantic, versetzt mit blauäugiger Wahrhaftigkeit, Intellektualität, Sarkasmus, punktueller Radikalität (Vegetarianismus) und einer skeptischen, bitter-süssen Art von Intimität.

Die Band irritierte massiv, entzog sich jeder Härte, klang hübsch und grosszügig, gar tröstlich und gütig. The Smiths schlug Feindschaft so heftig entgegen wie unbedingte Verehrung.

Nicht anders ging es, nach 1987, mit Morrisseys Solokarriere: Fast überall drängten Fans auf die Bühne und versuchten, Morrissey (Kose-name: Moz, Mozzer) zu küssen. Der singende Verführer liess es mehr oder weniger geschehen – eine schön verrückte, flüchtige und etwas kaputte Art von Liebesleben. Dass ein Popstar in Beziehungsdingen nicht Anlass zu Society-Klatsch, sondern viel mehr nachhaltig zu denken gibt, ist ein einsamer Fortschritt.

«Billary Clinton»

Kaum hatte Morrissey seine Zelte nach Los Angeles verschoben, setzte er sich auch schon in die Nessel. Öffentlich sagte er, Präsident Bush habe «die USA mit links in das neurotischste und Terror-obsessivste Land des Planeten verwandelt». Worauf sich umgehend das FBI meldete und sich erst nach diversen auf Band festgehaltenen Interviews davon überzeugte, dass Herr Morrissey keine unmittelbare Gefahr für die USA bedeutete. An einem Konzert Anfang 2008 rief er: «God bless Barack Obama» und erfand den Ausdruck «Billary Clinton» für die damalige Mitkandidatin – unmittelbar nach dem Song «The World Is Full of Crashing Bores». Morrisseys Songtitel sind Sonderklasse: «Every Day Is Like Sunday», «Hairdresser on Fire», «We Hate It When Our Friends Become Successful» oder «The More You Ignore Me, The Closer I Get».

Die seltsamste Jungfrau Maria, die es je gab, erscheint heute in den Musikgeschäften der Welt auf einer CD-Hülle: Ein Mann, der fast sportlich ein Baby trägt, stolz, mit hellblauem Hemd – hellblau wie Madonnas Mantel auf katholischen Souvenirs. Sein neues Album «Years of Refusal» gehört mit «Vauxhall and I» (1994) und «You Are the Quarry» (2004) zu den besten seiner neun Solowerke. Song Nummer eins, «Something Is Squeezing My Skull», lässt vermuten, dass Morrissey jede Hoffnung aufgegeben hat, den klingelnden Sound von Smiths-Gitarrist Johnny Marr nachzustellen, und sich nun an die haarige Brust des Rock geworfen hat. Ganz falsch: Die schweren Gitarren – auf «Black Cloud» auch die von Jeff Beck! – sind kein fauler Ausweg, sondern das perfekt geschnittene neue Kleid für die grösste Drama-Queen Englands.

«When I Last Spoke to Carol» inszeniert Mariachi-Trompeten, Morricone-Sound, mexikanischen Karneval – und kontrastiert mit verwirrten Worten und Klagegesang an Carols Grab. Aus dem Stand unvergesslich, der Song. Etwas milder im selben Thema und mit denselben Trompeten: «One Day Goodbye Will Be Farewell», worin Morrissey daran erinnert, vorsichtig zu sein mit Taten und Worten gegenüber dem oder der Geliebten – es könnten die letzten gewesen sein, so oder so, gesprochen oder vernommen. Da spricht einer aus Erfahrung. Es ist immerhin der Tod, dem man entgegenlebt. Und es ist das Lebendige, das geliebt werden will.

Kübelweise Bitterkeit

Noch mehr Mozzer-Moral: «Sorry Doesn't Help». Sorrys tröpfeln dir aus dem Mund, sind billige Selbstabsolutionen, möchten gar Erbarmen provozieren für den Schädiger, beim Geschädigten. Nein: «Sorry doesn't help us, sorry doesn't save us.»

Am leisesten beginnt das Geburtstagslied – keine Gratulation, wie man errät, dafür kübelweise Bitterkeit: «It's Not Your Birthday Anymore». Der grosse Tag ist vorbei, die Torte verdrückt, der Bonus konsumiert, die Hymnen gesungen. Alles gestern, alles Floskeln, heute brauchen wir uns nichts mehr vorzumachen. Das ist dir hoffentlich klar?

Dieses Album ist ein inkompatibles Liebesleben auf Tour. «I'm Throwing My Arms Around Paris» ist der Titel der ersten Single und gleichzeitig die vorläufige Lösung der Liebesfrage. Morrissey wirft seine Arme um eine Stadt, immerhin die Hauptstadt der Liebe, und sein Textblatt erläutert achselzuckend: «... because only steel and stone accept my love». Überlebensgross.



Grösste Drama-Queen Englands: Sänger Morrissey.

Morrissey: Years of Refusal. Universal

Gespräch im Pub

Wem kann Tom Keita von seinem verschwundenen Besucher erzählen? Ihm ist nur sein Vereinskamerad Mirko Milatovic eingefallen. «Doppelpass», Folge 13. Von Charles Lewinsky

«Sei doch froh, wenn er verschwunden ist», sagte Mirko schon zum zweiten Mal.

Sie waren hintereinander her zu einem Pub gefahren, dessen Dekoration so original irisch war wie sein Besitzer, der Tomislav hiess. Er hatte früher mal in derselben Kleinstadt, aus der auch Mirkos Familie stammte, ein Kaffeehaus besessen. Bis das eines Tages ausgebrannt war. In einem dieser komplizierten Bürgerkriege, bei dem noch nicht einmal die Beteiligten selber wussten, wer da eigentlich gegen wen kämpfte und warum.

Der Pub war um diese Zeit eigentlich noch geschlossen, aber Mirko wurde trotzdem wie ein alter Kumpel begrüsst, mit Umarmung und Wangenkuss und rituellen wortreichen Beschimpfungen. «Vollidiot» und «Missgeburt» schienen für die beiden freundschaftliche Koseworte zu sein.

Auch Tom bekam eine Umarmung ab. Mirko grinste, als er sah, wie unwohl er sich bei diesem plötzlichen Herzlichkeitsüberfall fühlte.

Tomislav stellte ihnen, ohne erst lang auf eine Bestellung zu warten, Getränke auf die Theke. Ein Bier für Tom und ein Glas Milch für Mirko. Ja, tatsächlich: Milch. Hier, wo man ihn kannte, schien sich der Verteidiger um sein Macho-Image keine Sorgen zu machen.

Auf den drei Fernsehern über der Bar lief Sport, oder doch zumindest eine Art von Sport. Absurd muskelbepackte Männer versuchten mit vor Anstrengung verzerrten Gesichtern riesige Reifen zum Überschlag zu bringen. Zum Glück war der Ton ausgeschaltet, so dass man ihr Ächzen nicht hören musste.

Das einzige Geräusch im Lokal kam von einem Staubsauger, mit dem Tomislav irgendwo im Hintergrund sinnlos herumfuhrwerkete. Durch den demonstrativen Krach wollte er wohl beweisen, dass er ihr privates Gespräch ganz bestimmt nicht belauschte.

«Wenn er einfach nicht mehr da ist, ist dein Problem doch gelöst», sagte Mirko.

«Das meint Claudia auch.»

«Deswegen kann es doch ausnahmsweise mal richtig sein.» Claudia mochte Mirko nicht, und die Empfindung schien auf Gegenseitigkeit zu beruhen. «Oder ist da noch etwas anderes?»

«Soll ich ihn etwa einfach vergessen?» Es klang wie ein Vorwurf. Warum wollte Mirko nicht begreifen, um was es ihm ging? «Ich bin



doch für ihn verantwortlich.» – «Das fällt dir verdammt spät ein.» – «Zumindest möchte ich wissen, wo er jetzt ist!» – «Er wird etwas Besseres gefunden haben.» Mirko zuckte die Schultern. «So wahnsinnig begeistert habt ihr beiden ihn ja nicht empfangen.»

«Es war so überraschend!»

«Komisch», sagte Mirko. «Und die Sportreporter schreiben immer, dass du so blitzartige Reflexe hast.» – «Ich kann es jetzt hinterher nicht mehr ändern. Aber ... Er kennt sich in der Schweiz doch gar nicht aus.» – «Dann kauft er sich eine Landkarte.» – «Er spricht die Sprache überhaupt nicht.» – «Er kann Französisch wie du, oder? Das versteht in der Schweiz jeder.» – «Und wovon soll er leben?»

«Weisst du», sagte Mirko, mit derselben unschuldigen Geste, die er auf dem Spielfeld machte, wenn er gerade mal wieder einen Gegenspieler zu Fall gebracht hatte, «weisst du, Tom, es ist verdammt schwer, in der Schweiz zu verhungern.»

«Aber ...»

Mirko trank sein Glas leer, wischte sich den weissen Rand von der Oberlippe und setzte zu einer Ansprache an. Auf den Bildschirmen schleppte sich ein gigantischer Mann mit einem Baumstamm ab. «Ich will dir mal was sagen, Keita. Ausnahmsweise mal ganz ernst. Du machst dir in Wirklichkeit gar keine Sorgen um deinen Cousin, oder was immer er ist.»

«Natürlich mache ich mir ...»

Aber Mirko liess ihn nicht ausreden. «Nein. Du machst dir nur Sorgen um dich. Um deinen guten Ruf bei dir selber. Weil du eigentlich ein furchtbar netter Mensch bist.»

«Ich bin kein ...»

«Doch. Und darum weisst du auch genau, dass du dich ihm gegenüber benommen hast wie ein Arschloch.»

«Ich habe ...»

«Du hast versucht, ihn verschwinden zu lassen. Hast ihn vor der Welt versteckt. Zuerst im Keller und dann in dieser Ferienwohnung. Nachdem du zur Begrüssung mit dem Gewehr auf ihn geschossen hast.»

«Das wollte ich doch überhaupt nicht. Ich wollte ihn nur ... Ausserdem habe ich gedacht, er ist ein Einbrecher.»

Aus lauter Verlegenheit nahm Tom einen zu hastigen Schluck von seinem Bier und verschluckte sich. Wo er Bier doch überhaupt nicht mochte. Schon gar nicht mitten am Tag.

Als er fertig gehustet hatte, fragte er ziemlich kleinlaut: «Was hättest du denn getan? Wenn da plötzlich einer aufgetaucht wäre. Der zwar den gleichen Namen hat wie du, aber noch nicht mal richtig mit dir verwandt ist.»

Mirko schüttelte den Kopf. «Ich wusste gar nicht, dass deine Claudia Bauchrednerin ist», sagte er. – «Wieso?» – «Weil ich jetzt gerade sie habe reden hören und nicht dich.»

«Aber es stimmt. In diesem Punkt hat sie recht. Er ist gar kein richtiger Cousin. Er kommt nur aus dem gleichen Dorf.»

«Nur aus dem gleichen Dorf? Das ist natürlich etwas ganz anderes.» Mirkos Blick war jetzt beinahe mitleidig. «Tomislav!», rief er. Und dann, weil ihn der Wirt wegen seines Staubsaugers nicht gleich hörte, noch einmal lauter: «Tomislav!» Auf den Bildschirmen ging der Strongman-Wettbewerb immer noch



weiter. Die Zuschauer jubelten lautlos und schwenkten ihre Fähnchen. Wo die Leute nur immer all die Fahnen herhatten bei solchen Anlässen?

«Brauchst du noch mehr Milch, Mirko?», fragte der Wirt. «Wenn das so weitergeht, muss ich mir nur wegen dir eine eigene Kuh in den Keller stellen.»

«Den Witz hast du schon drei Mal gemacht. Und es geht ihm genau wie dir selber: Er wird mit dem Alter nicht besser.»

Dort, wo Tom herkam, hätte man sich mit solchen Sprüchen Feinde fürs Leben gemacht. Aber für die beiden waren gegenseitige Beleidigungen ganz offensichtlich etwas, mit dem man Freundschaft demonstrierte.

«Pass auf, Tomislav», fragte Mirko jetzt, «sind wir zwei miteinander verwandt?» – «Wie bitte?» – «Mein Freund Tom möchte das wissen. Ob du mein Cousin bist. Oder mein Onkel. Oder vielleicht meine Tante.» – «Ich wusste gar nicht, dass man von Milch besoffen werden kann.» – «Eine klare Antwort, bitte: Du und ich – sind wir irgendwie, um irgendwelche Ecken rum, miteinander verwandt?»

«Um Himmels willen, nein», sagte Tomislav. «So hässliche Leute wie dich gibt es in meiner Familie überhaupt nicht.»

«Der war nicht schlecht», sagte Mirko, und sie klatschten sich ab wie nach einem perfekten Doppelpass. Dann wurde Mirko wieder ernst.

«Die nächste Frage: Als du damals in der Schweiz aufgetaucht bist und mir erklärt hast, du kämst aus der gleichen Stadt – habe ich dich rausgeschmissen? Bloss weil du nicht mit mir verwandt warst? Bloss weil ich dich überhaupt

nicht kannte?» – «Nein, du hast ...» – «Vielleicht habe ich dich in den Keller gesperrt? Oder mit dem Gewehr auf dich geschossen?» – «Du hast mir Geld geliehen», sagte Tomislav. – «Jeder macht mal einen Fehler.» – «Meine Familie hast du unterstützt. Bis wir als Flüchtlinge anerkannt waren. Und als ich dann diesen Pub aufmachen wollte ...» – «Das war eine rein geschäftliche Investition», sagte Mirko schnell. «Das Geld wirst du mir brav zurückbezahlen. Bis auf den letzten Rappen.»

«Wissen Sie», sagte der Wirt zu Tom, und die eigene Feierlichkeit schien ihm ein bisschen peinlich zu sein, «der Mirko hört das nicht gern, aber er hat uns damals das Leben gerettet.»

«Quatsch.» Es war Mirko sichtlich unangenehm, dass ihn jemand für einen guten Menschen halten könnte. «Ich hab bloss deine Jammeri nicht mehr ausgehalten. Jammer, jammer, ich bin so ein armer Flüchtling, jeden Tag bis spät in die Nacht. Ich wollte bloss meine Ruhe haben. Ich brauche meinen Schönheitsschlaf.»

«Bis du schön wirst, müsstest du länger schlafen als Dornröschen.» Schon waren sie wieder mitten in ihrer freundschaftlichen Kabbelei, zuerst auf Deutsch und dann in dieser Sprache, von der Tom immer noch nicht wusste, ob sie jetzt eigentlich Kroatisch oder Serbisch war. Oder etwas ganz anderes.

Und dann – Tom hätte nicht sagen können, ob ihn Mirko dazu aufgefordert hatte – liess Tomislav sie plötzlich wieder allein und musste ganz dringend seinen Staubsauger einschalten.

In den drei Fernsehern hatte sich unterdessen ein Kraftprotz in ein Joch gezwängt und

versuchte, einen Lastwagen von der Stelle zu ziehen.

«So viel zum Thema Verwandtschaft», sagte Mirko.

«Okay.» Tom zeichnete mit dem Finger eine Spirale aus Bier auf die Theke. «Ich hab kapiert, was du mir sagen willst.» – «Dann ist es ja gut.» – «Ich hätte mehr für ihn tun müssen.» – «Möglich.» – «Aber ...»

«Aber», sagte Mirko, «es hat auch keinen Sinn, dass du dir jetzt pausenlos den Kopf darüber zerbrichst. Scheisse duftet nicht besser, wenn man ständig darin herumrührt. Wenn ich mir mal wieder eine gelbe Karte einfange und dafür vom Trainer meinen Anschiss kassiere, dann liege ich deshalb auch nicht die nächsten Nächte wach und mache mir Vorwürfe. Passiert ist passiert. Neues Spiel, neues Glück.»

«Vielleicht hast du recht.» Tom klang noch nicht wirklich überzeugt.

«Natürlich habe ich recht. Weil ich immer recht habe. Ich bin nämlich Mirko Milatovic, der grosse Denker und Philosoph. Bekannt von Film und Fernsehen. Ich bin so allwissend, dass ich sogar spüre, wo es hier etwas zu knabbern gibt.»

Mirko tauchte akrobatisch hinter die Theke ab. Als er sich wieder aufrichtete, hatte er eine Packung Erdnüsse in der Hand. Er schien sich im Pub wirklich auszukennen.

«Und jetzt?», fragte Tom. «Was mache ich jetzt?» – «Gar nichts. Weil es nämlich im Moment nichts gibt, was du machen kannst. Ohne Ball kann man keine Tore schießen.» – «Ich denke halt immer, ich müsste ihn finden.» – «Und hast du auch schon einmal daran gedacht, dass er sich vielleicht nicht finden lassen will? Nicht von dir? Weil er enttäuscht ist von dir?»

Mirko liess sich vom Barhocker gleiten und stopfte die letzten Erdnüsse in den Mund. «So», sagte er kauend, «und jetzt muss ich dringend was Anständiges essen gehen. Waldläufe sind zwar völlig sinnlos, aber sie machen Appetit.»

«Danke», sagte Tom. – «Wofür?» – «Dass du mir zugehört hast.»

«War alles nur Training für meine nächste Karriere.» Mirko grinste über Toms verständnisloses Gesicht. «Wenn's mit dem Fussballspielen mal nicht mehr klappt, werde ich Beichtvater. Gehe hin in Frieden, mein Sohn, und sündige fortan nicht mehr.»

Auf den drei Bildschirmen bekam ein Kraftsportler einen Pokal überreicht. Er sah nicht wirklich glücklich dabei aus.

«Aber trotzdem», sagte Tom, als sie schon wieder unter der Türe standen. «Ich möchte schon gern wissen, wo er jetzt ist.»

Folge 14 in der nächsten *Weltwoche*

Im Internet

Alle Folgen des Romans für Abonnenten kostenlos unter www.weltwoche.ch/doppelpass

Am Anfang war der Partyflirt

Carole Pavella, 30, Typografin, und Daniel Amsler, 30, Aussendienstmitarbeiter, haben am 14. Februar 2009 geheiratet.

Daniel: Eines Tages sagte Carole beiläufig, es wäre schön, wenn ich ihr gelegentlich einen Antrag machen würde.

Carole: Ich sagte ihm, dass ich einen romantisch-kitschigen Antrag will.

Daniel: Sie stellte Bedingungen, obwohl ich noch nicht so weit war. Dann änderte sie die Taktik, von wegen romantisch: Im vergangenen September gingen wir an den Match Schweiz – Luxemburg. Ich bin Schweizer, meine Frau Luxemburgerin. Bereits im Vorfeld deutete Carole an, dass ich am Schluss des Spiels auf das Feld stehen und mit dem Mikrofon verkünden könnte: Willst du meine Frau werden? Weil die Schweiz entgegen allen Erwartungen grausam auf die Kappe bekam, brachte ich es aber nicht fertig zu fragen.

Carole: Welche andere Frau erlaubt es, dass ihr der Mann auf dem Fussballfeld einen Antrag macht? Nachher hatte er wenigstens ein schlechtes Gewissen.

Daniel: Wenig später kaufte ich dir ein Goldketteli mit einem Herzli dran. Und was habe ich noch alles gekauft? Luftballone, Kerzen, so Glitzerzeug und rote Rosen. Schrieb ich nicht noch einen Brief?

Carole: Doch, es war ein kleines Liebesgeständnis. Weil er mit den Vorbereitungen nicht fertig war, musste ich am Abend mit dem Auto eine Stunde durchs Quartier kurven. Ich wusste nicht, was los war, und war stinksauer. Als ich in die wunderschön dekorierte Wohnung trat, war natürlich alles vergessen. Geheiratet haben wir am Valentinstag.

Daniel: Alles fing mit einem Urlaubsflirt an. Wir waren sehr jung und machten beide Ferien auf Mallorca: Partyferien, um genau zu sein. Im Klub sah ich dieses Mädchen: Es gefiel mir auf Anhieb und tanzte ganz allein. Ich sprach sie einfach an. Smalltalk halt. Ein Glückstrefker, wie ich im Nachhinein sagen muss.

Carole: Er sagte: «Du kommst aus Luxemburg? Dann können wir Deutsch reden!» Mir gefielen seine Augen. Zudem war er frech und lustig. Später setzten wir uns vor dem Klub auf eine Bank, redeten und küssten uns, bis es hell wurde. So begann alles. Aber zwei Tage später endeten die Ferien. In den folgenden Monaten schrieben wir uns hin und wieder eine SMS, einmal telefonierten wir, danach besuchte er mich spontan in Luxemburg und ich ihn in der Schweiz. Um sich einzuschmeicheln, kochte er



«Romantisch-kitschiger Antrag»: Ehepaar Amsler-Pavella.

sogar vegetarisch. Drei Jahre lang sahen wir uns nur an den Wochenenden. Wir hatten es immer friedlich und lustig, passten einfach gut zueinander. So wurde eine richtige Liebesbeziehung daraus.

Daniel: Vor fünf Jahren verliessen wir beide das gemütliche Nest bei den Eltern und zogen zusammen. Es war ein Risiko: Es hätte ja sein können, dass sich Carole als verschwundensüchtig herausstellt oder dass sie die Wohnung mit leeren Pizzaschachteln zumüllt.

Carole: Beides trat nicht ein. Dafür löscht er bis heute das Licht nie ab und musste lernen, nicht mit der Fleischkelle in meinem Tofu herumzurühren. Innerhalb einer Woche fanden wir diese Wohnung in Adlikon. Am Anfang fühlte ich mich, so weit weg von der Heimat, ein wenig einsam, aber Dani liess mich nie hängen. Er setzte die Prioritäten bei mir, ging weniger mit seinen Kumpels aus und schleppte mich sogar an seine geliebten Rollhockeymatches mit. Wir machen fast alles zusammen: Kochen, Waschen, Bügeln, Einkaufen.

Daniel: In einer funktionierenden Beziehung soll man vor allem Spass haben und viel lachen. So wie wir.

Carole: Sollte das Glück einmal bröckeln, muss man miteinander reden können und Entscheidungen fällen, die positive Veränderungen bringen. Treue ist für mich besonders wichtig.

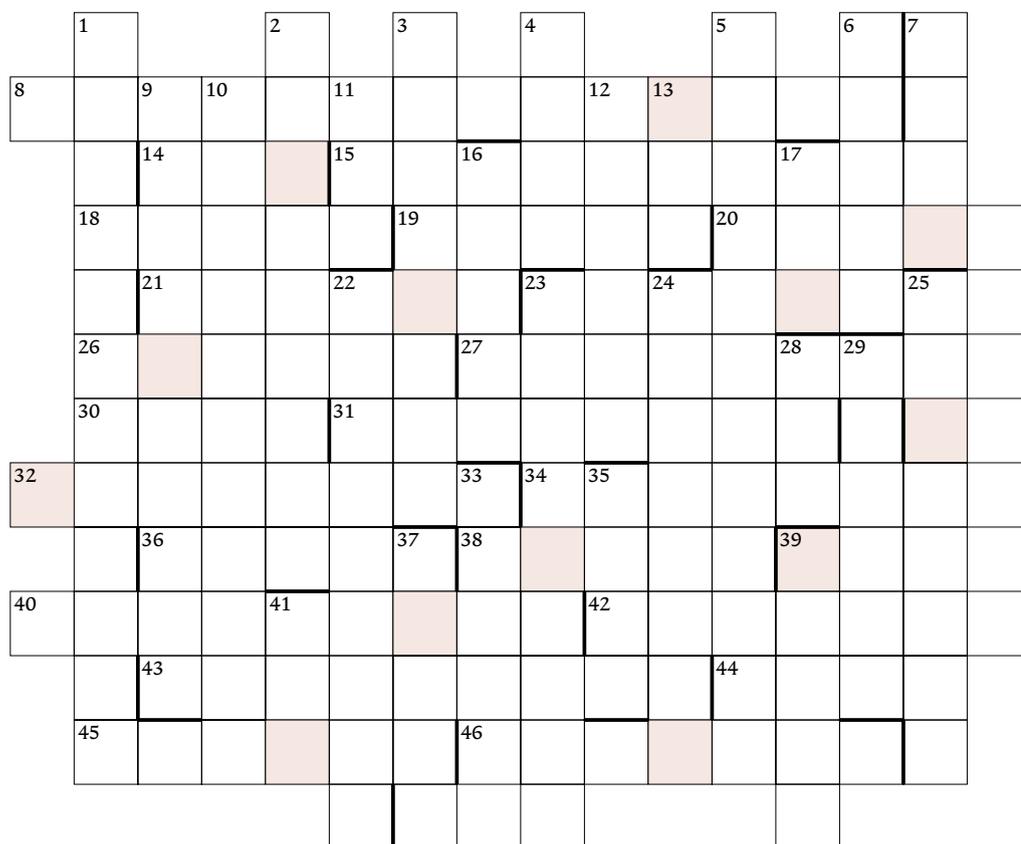
Daniel: So versuchen wir alles, damit diese Ehe funktionieren wird. Aber eine Garantie hat man trotzdem nie.

Carole: Was ich noch sagen möchte: Wir wollen Kinder, und ich hätte auch nichts dagegen, daheimzubleiben, für die Kleinen zu sorgen und den Haushalt zu führen.

Daniel: Wenn sie solche Dinge andeutet, lässt die Umsetzung erfahrungsgemäss nicht lange auf sich warten.

Aufgezeichnet von **Franziska K. Müller**

Hochzeitsbankett: www.seerose.ch.

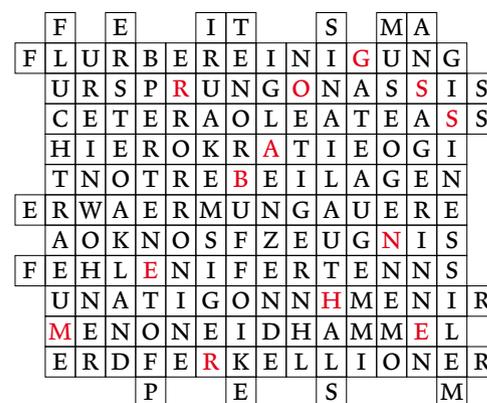
**Lösungswort** — Höheres Preisstück

Die eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — (v. h. = von hinten) 8 Unkontrollierbare Wirkung gegen Halsschmuck. 14 Flächenmässiger Kurzfluss. 15 Der ein Guruh kängen liess. 18 Engelchens Grabplünderin. 19 Alternative, falls Kaffee out ist. 20 Klare Antwort auf die Frage nach dem Warum. 21 Orthografisch sind diese Schwänze stockkompliziert. 23 Erotischer Rächer der Verschmähten. 26 Der Kleinstaat macht Kasse mit TV-Rechten. 27 Lehre eines bekannten Lodzfahrers. 30 Uriel's Auto fährt ohne Licht. 31 Joghurt meets Chnobl am Gyrosstand. 32 Dem Geisteskräftigen ist es irgendwie peinlich. 34 Die Simpsons hausen (vermutlich) nicht in dessen Hauptstadt. 36 Der legendäre Bebbi ist in Maharashtra in Fels gehauen (v. h.). 38 Von West nach Ost zwischen Kap Baba und Kap Deschnjow. 39 Kurze rote Salzburgerbullen. 40 Ist wenn man einen begonnen Satz und dann setzt man ihn anders fort (v. h.). 42 Traufen für verregnete Landflüchtlinge (v. h.). 43 He can get no satisfaction, hilft aber dabei. 44 Athenreisende sollten damit keine tragende Rolle haben. 45 Ergänzt Nomen und Kritiker. 46 In ihr findet sich der Ren-Urin nur rein.

Senkrecht — 1 Unüberlegtes ist ohne Mühe beendet. 2 Londons Turmwächter gelten nicht als Feinschmecker. 3 Geburtsstätte von Fasnachtkiechli. 4 Starke Emotion ist an der Bar am Ende spielentscheidend. 5 Die kleinen Erdlinge sind keiner Mutterliebe ausgesetzt. 6 Erst mit dem Vorspiel beginnt die Musik so richtig. 7 Warum und an welchem Ort geschlossen? 9 Mit dem Superbus ist Rom nicht sehr gut gefahren. 10 In Frankreich sind 5 Senkrecht eigentliche solchige. 11 Nach Tonnen ist der Flughafen Narita nettoregistriert. 12 Sein wirtschaftstheoretisches System ist inexistent (y=i). 13 Bei diesen Beteiligten ist das Dabeisein sehr verkürzt. 16 Marleys Zwischenname verteidigt(e) die Azzurri. 17 Erneut 14 Waagrecht, dieses Mal hinten kurz. 22 Wellenfrequenz. 23 Präsidialer Nobelfinne. 24 Wasser des Closets duftet Franzosen wie Parfüm. 25 Schon den Römern war links zwielichtig. 28 (Kl)einer wie Bömbör, Lit und Nyr. 29 Erdkugelig. 33 Amercanische Pamparhea. 35 Die Milz knüpft welsche Bande. 37 Gesang zum Schiessen. 39 Gewissensbissig. 41 Der Ober macht die Acht zum Herbst.

© Daniel Krieg - Rätsel Agentur

Lösung zum Denkanstoss Nr. 104

Waagrecht — 8 FLURBEREINIGUNG 14 URSPRUNG 17 ONASSIS (Aristoteles ..., griech. Reeder † 1975; 2. Mann v. J. Kennedy) 18 CETERA (et ...) 19 OLEATE (Ölsäuresalze; «Olé, Ate!») 20 ASS (engl. Ars; Jasskarte) 21 HIEROKRATIE 22 OGI («Freude herrscht») 23 NOTRE («... Dame») 26 BEILAGEN (Gimmicks = ... von Zeitschriften) 29 ERWAERMUNG 31 AUER (...huhn, ...ochse) 33 OKNOS (Figur d. griech. Mythologie) 35 ZEUGNIS 37 FEHLEN (= sündigen) 38 IFERTEN (dt. Name v. Yverdon- les-Bains) 40 NATIG («Gitanes», Zigarettenmarke von A. Delon) 41 ONN (in «Vonn») 43 HMENIR (ergibt «Menhir») 44 MENO (= ital. weniger; in «Amenophis» u. «Simenon») 45 NEIDHAMMEL 47 ERDFERKEL 48 LIONER (Fleischwurst)

Senkrecht — 1 FLUCHTRAEUME (Fluch-Träume) 2 ERSTE (... Hilfe) 3 IRUAK (Kaurischnecke; «Kaurimuschel»-Geld) 4 TENORBUFFO (buffo = ital. komisch) 5 SINAI (Berg ..., wo Moses die 10 Gebote empfing) 6 MUSEO (= ital./span. Museum) 7 ANSAGERINNEN 9 UREINWOHNER 10 ERROR (= engl. Irrtum; in «Terrorist») 11 NOETIGER 12 GATEAU (= frz. Kuchen; gato = span. Katze) 13 GISIN (Dominique ..., CH-Skifahrerin aus Engelberg) 15 PERTE (= frz. Verlust, in «experte») 16 GLAENZEND («Es ist nicht alles Gold was glänzt.») 24 OAKLAND («Sunny Side of the Bay») 25 EMSIGER 27 LAUTHALS («Frosch im Hals») 28 GEN 30 RONIN (Film mit R. De Niro u. J. Reno) 32 ESSILEM (Melisse) 34 NETOFP («Das Berühren der Figuren mit den Pfoten ist verboten.») 36 GEMMI (...pass) 39 NEMO (Kapitän bei Verne, Odysseus' Tarnname) 42 NHL (Mark Streit, CH-Hockeyspieler) 46 IKE (Ex-Ehemann von Tina Turner)

Lösungswort — **GROSSABNEHMER**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Polymere Werkstoffe,
Feinchemikalien/Engineering

Was macht einen Athleten zum Champion? Höchstleistungen.

CO₂-
Emissionen ↓

Hochpräzisions-
einspritzung

Piezo-Injektor
0,14ms/i – 200 bar

schnell
präzise
sauber

Hervorragende
Verbrauchseffizienz

10-12% weniger
Treibstoffverbrauch

MAX ▶ Mehr Fahrfreude

+

OPT

MIN

EfficientDynamics

Auto Start Stop Funktion

0,00 Geschwindigkeit
0,00 Treibstoffverbrauch
0,00 Emissionen

Bremsenergie-
Rückgewinnung

Energie von Ihrem Bremspedal

Gefälle

Bremsen
Intelligente
Energie-
Rückgewinnung

Die neue BMW 3er Reihe.

Das Geheimnis echter Champions liegt in ihrer Kraft, Ausdauer und Hingabe. Das gilt auch für die neue BMW 3er Reihe. Erleben Sie die Steigerung von Sportlichkeit, Eleganz und Fahrdynamik und lassen Sie sich von innovativen Technologien begeistern. Eine davon ist BMW Efficient Dynamics – für den sparsamsten Treibstoffverbrauch seiner Klasse bei noch mehr Fahrleistung. Gehen Sie mit einem echten Champion an den Start: Für das Gefühl höchster Fahrfreude.

BMW Service Plus auf allen Modellen.

Gratis-Service bis 100 000 km oder 10 Jahre, Garantie bis 100 000 km oder 3 Jahre.

Die neue
BMW 3er Reihe

www.bmw.ch



Freude am Fahren